

# VERBODAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Nr. 40.

Monatlich vier Nummern.

Berlin, 16. Oktober 1893.

Vierteljährlich  
2½ Mark = 1½ fl. ö. W.

39. Jahrg.

## Standesgemäß.

Gegenwartig-Roman von E. Fitz-Blanc.

(2. Fortsetzung aus Nr. 39, S. 398.)

Nachdruck verboten.

Als Molly frisch und gestärkt erwacht, ist es noch früh am Morgen. Die Sonne scheint, ein Fink schmettert seine Reveille vor den Fenstern. Das junge Mädchen kleidet sich wie immer sehr lange und sehr sorgfältig an; dann tritt sie hinaus auf den braunen Holzbalkon ihres Zimmers. Taufrisch, sonnenbeglänzt liegt der weite, schattige Park mit seinen grünmetnen Rasenflächen vor ihr.

Unter einer breitläufigen Kastanie, die ganz und gar mit weißen Blütenkerzen besetzt ist, unweit des Hauses, serviert das Mädchen den Frühstückstisch.

Ah, und da sitzt auch Moritz schon; in einem hellen Sommeranzug, mit marineblauem Jackett, aus der Stirn geschobenem Strohhut und liest einen Brief. Gewiß von seiner Braut! Die Cousine lächelt und läßt einen hellen, tiefen Jodeler erschallen.

Der Better sieht fragend auf. „Ah, schon munter, Molly?“ ruft er erfreut. „Komm herunter! Gut geschlafen?“

„Das erzähl' ich dir unten.“ Leichtfüßig läuft sie die Treppe hinab, er kommt ihr bis zur Thür entgegen und begrüßt sie mit einem Handkuß.

„Am Morgen ebenso reizend wie am Abend,“ lächelt er lebenswürdig.

„Dachtest du, ich hätte mich unterdes verändert?“ fragt sie halb beleidigt. „Ihr Stolz ist es, eine „Tageserscheinung“ zu sein. „Was laiest du denn?“

„Einen Brief meiner Braut.“

„Ach, richtig, verzeih!“

Molly sieht den Better ruhig an, „ich habe in der Verblüffung unserer gestrigen Vorstellung total vergessen, dir zu deiner Verlobung zu gratulieren. Sei nicht böse (schmeichelnd), ich habe mich riesig darüber gefreut und wünsche dir recht, recht viel Glück.“ Sie hält ihm ihre Hand entgegen. „Gast du kein Bild von deiner Braut? Ich möchte sehen, wie das Wunderkind ausschaut, das meinen vielbegehrten, interessanten Better gefesselt.“

Er lacht geschmeichelt und sucht in seiner Brieftasche nach der Photographie. „Hier — das ist sie.“

Molly nimmt das kleine Bild und setzt ihren Kniefer auf. „Ach!“ macht sie kurz und beißt sich, wie erschrocken, auf die Lippen. Wie geschmacklos, sich in einem solchen Krähwinkel photographieren zu lassen! Es ist danach, negerhaft retouchiert, ungeschickt posiert, Haltung und Ausdruck nur für den photographischen Apparat berechnet. Einzig schön sind die großen Augen, welche Molly bittend ansehen. Sie giebt das Bild zurück.

„Nun, wie gefällt sie dir?“ fragt Moritz, der die Cousine mißtrauisch gespannt beobachtet.

„Sehr nett — man kann an Bildern so wenig sehen,“ erwidert Molly ostentativ ausweichend, wie jemand, der aus Takt etwas Unangenehmes verschweigt. „Sie scheint hübsche Augen zu haben.“

„Ja,“ sagt er einfüßig und schiebt die kleine Photographie ärgerlich in die Brieftasche zurück.

Er fühlt, daß Mollys Erwartungen getäuscht sind, und das beleidigt seine Eigenliebe.

„Tante und Paula schlafen noch?“ Sie scheint von seiner Verstimmung nichts zu bemerken.

„Nein, sie baden Morgentau.“ Moritz muß wider Willen lächeln über Mollys entsetztes Gesicht.

„Daß Elfen so etwas thun,“ erzählte mir meine alte Kinderfrau — aber meine leibhaftige Tante und Cousine? Wie machen sie denn das?“

„Gast du nie von dem Wasser- und Wunderdoktor gehört?“ Planlos schlendern die beiden durch den Park. „Er verordnet barfußgehen im feuchten Gras als bestes Gesundheitsmittel. Da (mit der Hand über einen weiten, kurzgeschorenen Rasenplatz zeigend), da spazieren sie.“

Molly nimmt ihr Pincenez — dann setzt sie sich auf eine

nahe Bank und will sich ausschütten vor Lachen. Ist es möglich? Die beiden Damen, ihre Kleider bis zu den Knöcheln aufgenommen, als tanzten sie ein Menuett, wandeln langsam, barfuß, sich unterhaltend, durch das saftige Gras.

„Wo hast du denn die Hute und deine Gänsesherde gelassen, Paula?“ ruft Molly hinüber, als sie nach ihrem Lachanfall wieder zu Worte kommt.

Die beiden wenden sich um: „Ah, Molly, schon auf? Guten Morgen!“ rufen sie munter. „Mokiere dich nicht, wir brauchen Kur. Alle Damen der Nachbarschaft thun es jetzt. Au, mein Gott!“ — Frau von Bernstädt macht die komischsten Seitenprünge — „Paula, ein Frosch — ein Frosch!“ Sie lebt in beständiger Furcht vor diesen ihr antipathischen Tieren. Die Tochter überzeugt sie, daß nur ein dürres Blatt im Grase raschelte, und das kleine Jaunpublikum lacht gleich übermütigen Kindern.

Die junge Großstädterin in gelben Schuhen, blauem Tuchrock mit weißer, loser Flanellbluse bleibt zuckend stehen — Moritz geht zum Kaffeetisch und klirrt mahnend mit den Tassen.

„Molly, komm,“ ruft er bitzend, „wir wollen immer frühstücken.“

„Woher kennt ihr euch schon so gut?“ fragt Paula neugierig.

Die Cousine zuckt geheimnisvoll-verschwiegen die Achseln.

„Tantchen, hast du schon von den Räubern gehört, die gestern abend dein Büffett angefallen?“ fragt sie später, als alle beim Frühstück sitzen.

„Kinder — macht keine Witze. Vor Einbrechern ist mir angst. Ich habe immer noch genug Silber, daß sich das Stehlen lohnte.“

„Nein, es waren Naturalisten! Nur Naturalien wurden vertilgt!“ Dann erzählt sie die ganze Begegnung, und wie sie es erzählt! In der Wiedergabe komischer Begebenheiten, Anekdoten u. s. w. liegt Mollys Stärke; Mimik, Gesten, Dialekte gelingen ihr meisterhaft; sie hat die unwiderstehliche Komik und Grazie einer Wiener Soubrette und kann eine ganze Gesellschaft stundenlang amüsieren.

Die kleine Tafelrunde schüttert sich aus vor Lachen. Der Morgenwind rauscht begleitend durch die Kastanie, ab und zu weht er den Atem blühenden Flieders vorüber.

„Molly, du bist der süßeste Clown, den ich mir denken kann,“ sagt Frau von Bernstädt enthusiastisch.

Die Nichte löffelt befriedigt ihr weiches Ei. Sie ist deren zwei und etliche Scheiben Schinken zum Frühstück, außerdem trinkt sie auf eigenen Wunsch Schokolade, während die andern nur Kaffee und Semmel genießen — Molly will es als Besuch besser haben als zu Haus. „Danke, Tantchen — auch ein Talent, das man nicht verwerten kann. Als ich siebzehn Jahre alt war, wäre ich beinahe durch- und zur Operette gegangen. Ach, was ich da jetzt für Diamanten haben könnte!“

„Wie kannst du auf die Idee?“ fragt Paula befremdet.

„Ein alter Musiker, der uns in der Pension ein Singspiel einübte, war ganz närrisch vor Begeisterung über mich — Schnada-



Gesellschafts- oder Theatertoilette.

(Beschreibung Seite 411.)

Hüpfel singe ich nämlich famos — er wollte mich unentgeltlich ausbilden.“

„Und warum gingst du nicht darauf ein?“ unterbricht sie Moritz bedauernd; seine schwarzen Augen glänzen interessiert, alles Außergewöhnliche, Abenteuerliche reizt ihn. „Warum nicht?“

„Jesses, ma Bia“ — im reinsten Wienerisch — „weil mir Standesehre über alles geht, vornehm geboren — vornehm sterben! Letzteres war freilich deshalb nicht ausgeschlossen. Ich hätte vermutlich einen russischen Grafen oder Prinzen zu den Diamanten geheiratet, denn von der Bühne aus machen die Mädchen die besten Partien.“

„Na, Molly, daran fehlt es dir doch auch nicht!“ sagt die Tante vorwurfsvoll, „ich wette der Blumenstrauß gestern war wieder von —“

„Einem Verehrer! Natürlich!“ ergänzt Molly unverfroren und unterschlägt mitleidslos die gute, alte Großcousine. „Es ist mein Verhängnis, viel geliebt zu werden.“

„Armer Bruder!“ Paula wirft ihm einen neckenden Blick zu. „Ach Moritz, der ist gefeiert,“ beruhigt Molly mit einer segnenden Handbewegung. „Verlobtsein ist eine Art Feuerversicherung, da kann man viel harmloser und intimer verkehren — nicht, Vetterchen?“ Sie tippt ihm mit der silbernen Gabel auf die Hand.

Er zupft sie blitzschnell zur Strafe an ihren blonden Locken, welche die niedrige Stirn fast ganz bedecken.

„Herrgott, bist du kühl! Ich schreib's deiner Braut.“ Molly verzieht schmolend den kleinen Mund. Sie hat unzählige, drollige Grimassen, die Ausdruck und Leben in ihre weich verwischten Bügel bringen.

„Thue's nur!“ ruft er überzeugungstoll, „Luise ist meiner sicher. Meine süße, schone Braut kennt keine Eifersucht.“

„Das ist nett, da wird sie mein Besuch nicht beunruhigen. Wieviel Mädchen sind meinewegen schon eifersüchtig geworden!“ senkt Molly pathetisch; eine renommierte Selbstanlage ohne Neue. „Schreibt ihr Liebeslenten euch oft?“

„Dreimal wöchentlich, heut ist mein Tag, ich schreibe nachher.“

Wenn ich dich dazu kommen lasse, denkt Molly — und sie läßt ihn nicht dazu kommen. Sie plaudert, lacht und neckt sich mit ihm; er muß ihr Park, Gewächshaus und Schloß zeigen, von seiner Braut, seinem Leben erzählen, und für jedes Detail beweist die reizende Cousine so offenkundiges Interesse, daß Moritz, geschmeichelt, immer ausführlicher wird. Seine Leiden als Schiffsjunge, Meiseerlebnisse, die tragische Verlobungszeit, in der „seine Liebe, wie eine einzelne, rote Rose in einer Dornenhecke blüht“ — alles zieht an des Mädchens Geist vorüber in blumenreicher, poetischer Sprache. Er verherrlicht alles, was ihn selbst berührt. Molly ruht im Park in einem Faulenzger, hat einen riesengroßen weißen Strohhut auf dem silberblonden Haar und häckelt „Unthätig sein wäre ihr unmöglich!“

„Armer Moritz,“ sagt sie bedauernd und läßt die Hände ruhen, „was magst du angestanden haben!“

„Nicht wahr? O, du verstehst und begreifst mich. In deiner zarten Frauennatur habe ich eine mitleidende Seele gefunden.“ Entzückt zieht er ihre Hand an seine Lippen. Die Teilnahme der eleganten, gefeierten Cousine legt Balsam auf sein wundes Herz.

Nachmittags wird eine Partie Croquet verabredet. Ein Volontär vom Nachbargut und ein junger Landarzt, die zufällig gekommen, beide einfüßig und links, nehmen daran teil.

Molly in einem mattroten Kleid und einen großen, blauen Fliederstrauß an der Brust sieht merkwürdig pikant aus, spielt aber nachlässig und interesselos. Die Holzfügel durch die Reifen treiben macht ihr gar keinen Spaß, mögen die Dinger laufen, wohin sie wollen. Sie benützt das Spiel, um grazios mit langer Schleppe hin- und herzugleiten und beim Croquetieren ihre kleinen Füße zu zeigen.

Frau von Wernstädt spielt aufgeregt, mit „voller Seele“; sie thut nichts, ohne sich zu engagieren.

Paula ist die Ruhige, die fortgesetzt beobachtet und berechnet. Nichts ist charakteristischer für den Menschen als seine Art zu spielen.

Den Abend verleben die Schweizerhäusler unter der Kastanie, die beiden Fremden haben sich empfohlen. Der Tisch ist bereits abgeräumt. Molly raucht ihre gewohnte Cigarette und beobachtet lächelnd ein paar Nachtfalter, die sich durchaus an der Lampe verbrennen wollen. Moritz betrachtet seine Cousine neugierig, interessiert und fragt sich im stillen, ob Luise das Rauchen wohl auch so reizend finde. Noch nie hat er so nahe mit einer raffinierten Weltkame wie Molly verkehrt, die ihn fortgesetzt überrascht, sinnlich anreizt, in beständiger Spannung erfährt. Paula macht rosa Papierastern mit ihren schlanken Fingern, Frau von Wernstädt lauscht auf eine ferne Nachtigall und starrt durch die Zweige nach dem Mond.

Sie ist die einzige, welche der frommen, feierlichen Schönheit des blüthendurchdufteten Frühlingsabends Stimmung entgegenbringt. „Moritz, lies uns eins deiner Gedichte vor,“ bittet sie dringend.

„Ach ja, bitte!“ Molly klatscht in die Hände, „ich habe manche deiner Gedichte in Zeitungen gelesen und so viel von deinem Schriftstellertalent gehört.“

Der junge Mann erhebt sich sofort. „Ja, mit Vergnügen,“ sagt er gefällig und kommt bald zurück mit einem großen, starken Buch in Goldschnitt und dunkelrotem Sammetband. Auf dem Deckel schlingt sich ein seidesticker Blütenzweig um ein Goldmonogramm, darüber die siebenzackige Krone.

„Ei, wie fein!“ bewundert Molly, „wenn deine Gedichte schon von außen so schön sind, wie mögen sie erst drinnen sein. Von deiner Braut?“ — sie weist auf die Stickererei.

„Ja, von meinem geliebten Lieschen,“ betont Moritz stolz, „schön, nicht wahr? (senkt) Und morgen wartet die Teure vergeblich auf einen Brief von ihrem Schatz.“ Er sieht reuig vor sich hin.

„Scham di halt a bissel“ — Mollys Dialekt hat schon manche Situation gerettet.

Auch Moritz lacht und schlägt das Inhaltsverzeichnis des Buches auf: alles tadellos sauber in Rundschrift mit künstlich verschlungenen Anfangsbuchstaben und Schnörkeln geschrieben: „Was willst du hören?“

Molly wählt aus.

Und er liest, plump deklamatorisch mit übertriebenem Ausdruck. Er kennt eigentlich nur drei Themen: Weltschmerz, Liebe und Meer; die variiert er in allen Versfüßen. Von

„Herzen und Schmerzen“, „Sterben und Verderben“, „Schiff und Riff“ singt der Barde der Welsinge.

Der Mutter Urteil ist von blinder Liebe getrübt. Sie selbst dichtet ungleich besser, größer gedacht, tiefer empfunden, und doch verschließt sie ängstlich ihr Tagebuch in Versen (es ist mit der Seele geschrieben!) und bewundert die leichtesten Reime des Sohnes.

Auch Molly ist entzückt, soweit ihre begeisterungsunfähige Natur das überhaupt zuläßt. Sie kann nicht genug hören von des Veters Lieblingsgedichten, in welchen ein ihr verwandter Geist weht, den Molly genial nennt. „Du gefällst mir besser als Heine und Lenau,“ sagt sie schwungvoll, „o, du hast eine Zukunft! Ist deine Braut nicht stolz auf dich?“

Er lacht halb geschmeichelt, halb verlegen. „Luise kann mir in meinem poetischen Flug nicht recht folgen (eitlem Tons), meine Briefe sind ihr lieber als meine Gedichte.“

Die Cousine schüttelt mißbilligend den Kopf. „Ich bin entzückt von letzteren und glaube nie, daß du so talentvoll seiest.“ Zum erstenmal imponiert ihr der Vetter wahrhaft, weil er ihr ähnlich empfindet.

„Dichten und Lieben, o, Mutterchen, giebt es Herrlicheres auf Erden!“ Moritz, berauscht von fremdem Lob und eigenen Gedichten, küßt und umarmt die zierliche Frau; Mutter und Sohn verkehren überschwinglich zärtlich.

Sie erwidert die Liebstzung. „Und der Buddhismus?“ fragt sie lächelnd.

„O, der Buddhismus! Er ist meine Lebensaufgabe!“ Hoch aufgerichtet, ein Schwärmer, steht Moritz vor ihr. „Dem Buddhismus weih' ich meine Tage, meinen Kopf, mein Fühlen, mein Denken.“

„Diese letzte Marotte hat er aus Indien mitgebracht,“ sagt Paula wegwerfend.

Molly sieht den Vetter unverwandt an; seine Augen glühen in unterdrückter Leidenschaft, die Nasenflügel bebend — drohend erhebt er den Arm gegen die Schwester. „Wie kannst, wie darfst du es wagen, meine heilige Religion zu schmähren!“ — sagt er mit erschütterndem Pathos (Merkmale flach fühlender Menschen, im unbewußten Wunsch, Mangel des Empfindens durch Ueberfülle des Tons zu verdecken).

„Deine Religion?“ Molly schüttelt den Kopf, „bist du kein Christ?“

Er wendet sich ihr zu. „Nein (pomphaft)! Das Christentum genügt mir nicht mehr; der Buddhismus ist tiefer, gewaltiger, er ist die Religion der Zukunft fürs Abendland. Nur müßen wir ihn verbreiten, ich und einige wenige Gläubige als Vorläufer.“

„Willst du Wandprediger werden?“ Ihr Ton klingt schäblich.

Mutter und Tochter lachen. Moritz verzieht keine Miene, sein heiliges Feuer läßt keinen Scherz aufkommen. „Mein Molly,“ sagt er geheimnisvoll, „ihr werdet nochmal stolz auf mich sein. Großes, Gewaltiges will ich schaffen, etwas nie Dagewesenes — ein buddhistisches Drama!“ Er schweigt und sieht verzückt in das Blätterdach der Kastanie, als schwebte ein Genius mit der Lorbeerkrone auf ihn zu.

„Ein buddhistisches Drama —“ Molly kann sich dabei gar nichts vorstellen, „wie denkst du dir das?“

„Ganz einfach! Ich schaffe eine Figur, größer als Goethes Faust, größer als Christus. Sie wird der hellstrahlende Mittelpunkt, der Gründer unserer fürs Abendland neuen Religion. Ich gruppire soziale Lebensbilder und ergreifende Szenen um ihn, die er vermittelst seiner wunderbaren Geheimgewalt harmonisch löst u. s. w. Als neuer Messias wird er vor die Welt treten und alle überzeugen.“

„Da hast du wohl die Idee vom welterschütternden, sozialen Drama, das alle Aristokraten zu Sozialisten machen sollte, ausgegeben?“ erkundigt sich Paula und legt eine gefertigte Papieraster auf den Tisch.

Moritz wirft ihr einen vernichtenden Blick zu. „Liebe Schwester, du weißt weder, was Buddhismus, noch was Sozialismus ist, die großen Zeitfragen gehen an dir leider spurlos vorüber.“

„Und du nuschelst nur davon, wenn dir während deines Urlaubs alle zwei Jahre etliche Wochen lang die Zeitungen in die Hände fallen.“

„Aber, Kinder, was soll Molly denken? Ihr werdet euch nie verstehen, warum redet ihr überhaupt zusammen? Ich, Moritz, ich fühle dir alles nach, mein Sohn; ich finde mich und mein Jugendhoffen in dir wieder. Das Heil der ganzen Menschheit ersehnt dein großes Herz. Noch bist du zu jung, aber Alter und Erfahrung werden dich zum Erfolg führen.“ Es liegt etwas Rührendes in dem gläubigen Vertrauen.

Molly hat unterdes in Moritz' Liebesliedern geblättert, zwischen denen hier und da getrocknete Blumen liegen. Bei einem Strauß Vergißmeinnicht hält sie fragend inne: „Deine Braut ist auch Buddhistin? Eure Herzen müssen doch einer Religion angehören.“

Moritz fährt sich nervös durch sein dichtes, schwarzes Haar. „Nein, Molly“ — seufzend, „bis jetzt hat mein Lieb wenig Verständnis für diese meine Bestrebungen.“

„Nicht möglich! Das begreife ich nicht. Wenn ich einen Mann liebe, müßte ich seine heiligsten Ziele ganz verstehen! Sieht sie das nicht ein?“ Molly ist entrüstet — Moritz wendet keinen Blick von ihr.

„Ja — wäre Luise so klug und verständig!“ sagt er langsam. „Ich hoffe, wenn wir erst verheiratet sind, dann kann ich ihr Lehrmeister sein; unermüdetlich will ich ihre Seele bilden und groß ziehen, daß sie mich verstehen lerne.“

„Moritz, wie bist du gut!“ sagt die Cousine bewundernd und legt schmeichelnd die Hand auf seinen Arm. „Darf ich dich auch um etwas bitten? Willst du mir den Buddhismus verständlich machen? Ich interessiere mich glühend dafür!“

„Molly, du!“ ruft er entzückt, „du kommst meinem Wunsch entgegen. Es soll mir eine heilige Aufgabe sein, deine Seele als Anhängerin zu gewinnen.“

Paula und Frau von Wernstädt sehen sich verständnisvoll an. Ja, Molly ist Diplomatin, geborene Diplomatin! Sie besitzt die gefährliche Kunst, die Schwächen ihrer Mitmenschen auszuspielen und als treuer Bundesgenosse ihnen zu schmeicheln — der sicherste Weg, unklaren Charakteren unentbehrlich und zum Schicksal zu werden.

Vetter und Cousine sind von nun an unzertrennlich. Während die beiden Damen in Küche und Haushalt sich beschäftigen, sind erstere sich selbst überlassen.

„Nichtchen, sieh zu, wie du dich gut unterhalten kannst,“ sagte die Tante komisch-resigniert am ersten Tag, „reich sind wir nicht, viel Vergnügen kann ich dir nicht bieten, mein Herz ist voller als mein Geldbeutel. Der Park, der Mai, mein Haus, Freiheit joviell du magst — viola tout.“

„Aber du hast Moritz vergessen, und er steht dicht neben dir,“ meinte die Nichte vorwurfsvoll, „er wird mich schon amüfieren, nicht?“

Der Vetter als maitre de plaisir — erprobt auf unzähligen Marinefesten — und der Mai, der wonnige Mai als Festredner! Er ist verschwenderischer als je in diesem Jahr mit Sonnenschein und Blüten. Die alten, herrlichen Parkbäume entwickeln eine wahre Farbensymphonie in triumphierendem Frühlingsgrün. Auf den weiten Rasenflächen leuchtet ein blau-rot-gelbes Blumenmosaik; Fliederbüsche neigen duftmilde ihre blütenreichen Zweige; und kühn wirft der Goldregen seine goldenen Apostrophe in dunkles Gebüsch, in dem Grasmücken und Kottelchen ihre verschwiegenen Nester haben, während die sorglosen, kleinen Hausbesitzer auf irgend einem Ast den Frühling besingen.

Und in all dieser blühenden, duftenden, singenden Herrlichkeit der begeisterungsbereite Seeoffizier und das elegante, oberflächliche Mädchen mit dem blonden Seraphköpfchen und dem gewissenlosen, einschmeichelnden Circelächeln!

Sie haben nach langem Suchen einen „Studierplatz“ gefunden, dorthin schlendern sie jeden Morgen nach dem Frühstück. Moritz beladen mit Rissen, die Hängematte unter einem, zwei Bücher (Buddhismus und seine sammetgebundenen Gedichte) unter dem andern Arm; Molly natürlich mit leeren Händen und der sieggewohnten Herrschermiene, ihren roten Sonnenschirm, wie ein Karussell über sich drehend. Dann knüpft der Vetter die Hängematte zwischen zwei alten, harzigen Tannen fest, und die Cousine schmiegt unter allerhand drolligen Bemerkungen ihre weiche, volle Figur hinein, daß die kleinen Füße in buntgestreiften Strümpfen bis zu den sehr starken Knöcheln sichtbar werden. Moritz rückt sich einen Feldstuhl neben seine Dame.

Ueber ihnen rauschen die Tannen, ein klarer, geschäftiger Quell murmelt brummend an den Müßiggängern vorüber; ein paar verspätete Anemonen mit weißem Köpfchen auf schlanken Hals stehen drunten im Moos in ihren kurzen Blattröckchen auf langen Stielen wie graziose Ballettseuer auf einem Bein.

Molly schaukelt sich beträumt und thut, als ob sie nicht bemerkt, daß Moritz sie fast eine Viertelstunde ununterbrochen anstarrt. Je heller ihm ihre Lieblichkeit leuchtet, je dunkler senkt sich ein Schatten über das Bild seiner Braut. Der Mann leidet seelisch unter diesem beständigen Vergleichen, das ihn aufreißt.

Mergelich wirft er die eben angezündete Cigarre fort und greift nach seiner Brieftasche, um Luises letzten Brief — gleichsam als Schutz — nochmal zu durchlesen; ein Talisman, den er auf dem Herzen trägt. Und doch schließt er nicht! „Du erlaubst?“ fragt er höflich.

„Gern; aber bitte, bewege beim Lesen ein klein wenig mit der Hand die Hängematte.“

Moritz nickt und liest. Der Brief ist kürzer als sonst, kühler im Ton. Das verstimmte den Verlobten noch mehr, statt seine Gefühle in die alten Bahnen zurückzuzwingen.

Molly beobachtet sein Gesicht. „Schlechte Nachrichten?“ fragt sie teilnehmend, „du siehst aus wie vier Wochen Regenwetter.“

„Ach, Cousinchen“ — er hat sich schnell daran gewöhnt, die stets Verständnisbereite in seine Stimmungen einzuweihen — „das Leben ist zuweilen recht schwer für Brautleute, die getrennt sind.“ Er sucht sich in eine Sehnsucht hineinzureden, die er garnicht fühlt.

„Das glaub' ich dir, mein armer Freund! Deine kleine Braut ist wohl auch unglücklich darüber?“

„Ja, es scheint so. Sie beklagt sich über meinen letzten Brief, er wäre flüchtiger als sonst, ich ginge nicht auf ihre Zeiten ein!“

„Nimm mir's nicht übel, das ist unmaßend. Was wird sie denn aus ihrem kleinen Nestchen Großes zu berichten haben? Du hast doch ganz andere, höhere Interessen im Kopf! Wie unanständig von Luise, sich zu beklagen, nachdem du ihr so viel geopfert.“

So gut wurde Moritz selten verstanden! Seine Selbstvorsorge verstummte — in der That, die Braut ist unbeschneiden, wenn sie verlangt, stets im Vordergrund seiner Gedanken zu stehen.

„Warum teilt sie deine Interessen nicht?“ fährt Molly ruhig fort, „sie könnte mit dir über Buddhismus, über deine dramatischen Pläne reden — der Stoff wäre unerschöpflich. Lieber Freund, hütet euch davor, daß nicht die unüberbrückbare Kluft sich aufthut, die stets zwischen einem hochbegabten Mann und einer — hm, wie soll ich sagen? — minder begabten Frau sich zu öffnen droht.“

Moritz seufzt schmerzlich auf.

„Vetterchen, ich kann dich nicht traurig sehen, lache einmal!“ Er schüttelt düster den Kopf. „O Lieb, wie bist du bitter, o Lieb, wie bist du süß.“ citiert er dramatisch. „Es ist das himmlischste Gefühl auf Erden und kann einen doch so elend machen. Ich wollte, ich könnte sterben.“

Molly bedauert den Freund überschwinglich, das thut ihm wohl. Endlich schlägt er, wie um sich gewaltsam von seinen Gedanken abzuziehen, den dicken, mitgebrachten Solianten auf. „Buddhismus?“ fragt die junge Dame enttäuscht; die sammetgebundenen Liebeslieder wären ihr lieber gewesen!

„Ja, willst du nicht?“ Moritz sieht sie verwundert an.

„Doch, doch; aber der Umfang dieses Buches ist erschreckend, es sieht nach Kopfschmerzen aus. Du weißt, ich lerne über alle Begriffe gern, aber vieles Denken greift meine Nerven an. Wir Frauen sind so zart.“ Vergehend streicht sie sich über die niedrige, kleine Stirn.

Der kräftige Seeoffizier liebt das Schwache, Hilfsbedürftige im Weibe. „Fürchte nichts, ich trage dir alles leicht faßlich vor,“ beruhigt er zärtlich und beginnt mit seiner einschmeichelnden Stimme die ergreifende Geschichte Siddharthas, Prinzen von Kapilawastu, Stifters der buddhistischen Lehre. Bei seiner Geburt prophezeiten die Astrologen, er würde dereinst, ergriffen von der Gewalt des menschlichen Glends, auf Reich und Thron verzichten und Buddha, das heißt ein Erleuchteter, vollkommen Weiser werden.

Molly hebt interessiert den Kopf. Von einem Prinzen ist die Rede, das gefällt ihr. „Gib er später wirklich den

Thron auf?" fragt sie gespannt wie nach dem Ende eines Romans.

"Ja!" sagt Moriz exaltiert, "und ich hätte es auch gethan. Der königliche Vater Siddartha wollte die Prophezeiung zu nichte machen. Er ließ herrliche Paläste bauen in weiten, phantastischen Gärten; dort wuchs der junge Prinz heran und sah nur Schönheit, Reichthum, Pracht und Jugend, denn hohe Mauern trennten ihn von der eigentlichen Welt, von deren Jammer er nichts ahnen durfte. Bei Todesstrafe war verboten, ihm davon zu sprechen. Siddartha vermählte sich, hatte einen Sohn, aber sie alle kamen nicht aus dem Reich der Paläste. Da hatte der Prinz gelegentlich einer Spazierfahrt vier ihm fremde, wunderbare Erscheinungen; ein überirdisches Wesen soll, um sein Denken und Fühlen zu wandeln, in den verschiedenen, bedeutsamen Gestalten vor ihn getreten sein: als armer, gebrechlicher Greis, gebeugt von der Last der Jahre — Siddartha wußte nichts vom Alter; als ehrwürdiger Eremit — die prinzipliche Umgebung bestand nur aus sorglos fröhlichen Gemüthslosen; als Schwerkranker — der Fürst kannte nur gesunde Jugend — und als verwesender Leichnam — Sterben und Tod hatte man ihm verheimlicht.

Unerpöblich ward dem unerfahrenen Prinzen die Größe des menschlichen Glends klar, und es erfaßte sein selbstlos liebendes Herz mit erschütternder Gewalt. Wo war die Quelle dieses unerhörlichen, irdischen Leids? Er beschloß sich selbst zu opfern und ihr nachzuforschen. Heimlich in der Nacht verließ er Weib und Kind, Glanz und Reichthum und ging in die Wüste. Sage, Mollly, ist das nicht großartig?" unterbricht sich der Vortragende begeistert.

"Entschieden sehr apart," nickt sie wohlwollend, "Buddha war doch viel vornehmerer Geburt als unser Herr Christus." "Ja, meine Liebe, Christus war allerdings kein Aristokrat," meint der Seemann mit leichtem Spott zu seiner standesstolzen Cousine (seit seiner Verlobung macht er sich zum Volksvertreter), "aber die Geburt ist Nebensache — das wahrhaft Erhabene ist Seelenstärke und Opfermut," sucht er Mollly auf den rechten Standpunkt zu bringen.

"Das ist ja selbstverständlich!" wirft sie überlegen ein.

Der Meister, betrieblig vom Verständnis seiner Schülerin, fährt in seinem Vortrag fort, erzählt von Buddhas Fast- und Bußübungen, Prüfungen und Erscheinungen. Von dessen Wundern kommt er auf den mystischen, den esoterischen Teil der buddhistischen Lehre — da ist Moriz von Welsing bei dem Punkt angelangt, der ihn, den halbgebildeten, unklar-schwärmenden Phantasten, der indischen Religion gewann. Nicht die tief-sittliche, auf echter, selbstloser Menschenliebe gegründete Moral-Philosophie, noch das Fehlen eines Fortschritts und Streben hemmenden Dogmas zogen ihn an, sondern der Mysticismus! Moriz gerät ins Feuer. Er schildert die Wunder der geheimen Naturkräfte kundigen, indischen Mahatmas, die er mit eigenen Augen gesehen, von ihren Schlangenbeschwürungen, ihrer Heilkunde; er kommt auf Hypnotismus und Spiritismus, die er für den Hauptteil der buddhistischen Geheimlehre erklärt — seine Wangen glühen, seine Augen funkeln, etwas nervös Berzehrendes strahlt aus ihm.

Mollly hat sich in der Säugematte aufgerichtet und starrt ihn atemlos an. Mystische Schwärmerei breitet einen wohligh prickelnden Schleier über beider Fühlen und bringt sie einander näher. "Moriz, ich möchte auch spiritistischen Sitzungen beiwohnen," flüstert das erregte Mädchen schauernd.

"Du wärst ein vorzügliches Medium, Mollly." Er ergreift ihre heiße Hand, "wir wollen heute abend Experimente machen."

Sie sind in ihrem Element. Die Zeit versiegt; mit hochroten Wangen erscheinen sie bei Tisch.

"Nun? Seid ihr schon in Nirwana gewesen?" neckt Frau von Wernstädt, die in ihrem Wissenstriebe bereits einige Schlagwörter aufgefaßt hat.

"Nirwana, was ist das?" Die Cousine sieht den Better vorwurfsvoll an.

"Nirwana ist ein Zustand," beizt er sich zu erklären, "ein Zustand der vollkommensten, paradiesischen Ruhe, wunschloses Wohlbefinden im Gesilde der Seligen."

Mollly nickt; sie bildet sich ein, alles zu verstehen. Dann verabredet man eine Wagenpartie; die schlaue Nichte nimmt es auf sich, dem Schloßverwalter den neuen Landauer abzuschmeicheln, der nur für die gräflichen Herrschaften reserviert ist. Wie brillant das hochmüthige Mädchen mit den "Leuten" umzugehen weiß, wenn sie von ihnen profitieren will! Mit keinem Gardeoffizier kokettiert sie lieblicher als mit den Zollbeamten auf Grenzstationen. Resultat: sie hat noch bei keiner Revision ihre Koffer zu öffnen brauchen. Auch bei dem griesgrämigen Verwalter hat sie Glück — eine Stunde später rollt der nagelneue Landauer mit seinen lustigen Insassen dem nahen Walde zu.

Die Damen sind in hellen Kleidern, Moriz auf Molllys besonderen Wunsch in seiner Marine-Uniform, die sie sehr kleidsam findet. Die Cousine sitzt ihm gegenüber, die Füße der beiden berühren sich. Zimmer herbeiter, in selbstvergessener Bewunderung hängen seine unruhigen, schwarzen Augen an der blonden Schönheit. Süß streift der Duft der weißen Fliederbolde an ihrer Brust von ihr zu ihm.

Weißer Flieder — die Lieblingsblume seiner Braut! Der Offizier zuckt zusammen. Schmerzhaft, wie ein Stich kommt ihm die Erinnerung an Luise. Bläß, linstlich, unsicher-scheidend drängt sich ihr Bild neben seine strahlende, weltgewandte Cousine, die den bewußten Reiz ihres nackenden, koketten Wesens vor dem Beschauer spielen läßt, wie ein glühendes Feuerwerk. Sie berauscht Phantasie und Sinne. Wie oft des Tags und des Nachts vergleicht der schwankende Mann die beiden Frauen! Ihre Verschiedenheit wird ihm zur Qual. Sein äußerlicher, sinnlich empfänglicher Geschmack entzündet sich an Mollly, lebt sich förmlich in sie ein; ihr helles, stets bereitendes Lachen schmeichelt sich bis in seine Träume. Und in Todesangst, wie eine Ertrinkende, ringt sich die Erinnerung an die ferne Braut aus diesem Chaos unklarer Gefühle und klammert sich hilfelegend an das Pflichtgefühl. Verwirrt wie eine von der Sonne verbläute Photographie steht ihr Bild vor seiner Seele, nur die großen, tiefen Augen sieht er erbarmungslos deutlich. Wie Groll steigt es in dem Manne auf! Was ihm bisher an der Braut gefiel, ihre Einfalt, ihre spießbürgerliche Weltkenntnis, Mangel an äußerem Effekt — das macht er ihr plötzlich zum Vorwurf. Wie den meisten Männern scheint ihm die gegenwärtige Frau reizvoller als die abwesende. Und nun in diesem Fall!

Düster starrt er vor sich hin — da tippt ihn Mollly mit dem Sonnenschirm auf die Wäoge. Moriz fährt auf.

"So schweig! Ich könnte mir einen amüsanteren Herrn vorstellen."

Der Seeoffizier verschlingt die Hände über dem Knie, beugt sich vor und sieht melancholisch in das lachende Mädchen-gesicht. "Das Leben ist ernst," nickt er pathetisch.

"Ach, der Arme! Der hat seinen Heinefatarich," sagt Frau von Wernstädt gemüthlich.

Mollly macht erstaunte Augen.

"Weltchmerz!" kommt Paula ihrer Frage zuvor, "mit obligaten Todesgedanken."

Moriz wirft seiner Schwester einen wütenden Blick zu: "Das wäre wenig schmeichelhaft für Mama und Mollly." Mit Mühe vermeidet die Cousine einen Streit zwischen den Geschwistern, indem sie ihrem Kavaliere befehlt, aus dem Wagen zu springen und ihr einen Strauß Bergißmeinnicht vom Wegrand zu pflücken. (Fortsetzung folgt.)

### Mut und Feigheit.

Von Hyazinthe Komtesse Sandor.

Nachdruck verboten.

Ich kannte einen Offizier, der mit dem eisernen Kreuz erster Klasse aus Frankreich zurückgekommen war. Er war über sechs Fuß hoch und sah aus wie der Kriegsgott selber. Im Feldzuge hatte er Wunder der Tapferkeit verrichtet, und nun führte er das Kommando eines Regiments, das bei seinem Anblick zitterte. Dieser Offizier hatte eine kleine blasse Frau mit spitzer Nase, die an seiner Seite einem unbedeutenden Anhängsel glich. Nun wohl: wenn der Oberst einmal nach zehn Uhr nach Hause kam, wo die kleine Frau zu Bett zu gehen liebte, so schlich er auf den Zehen, und wenn die kleine Frau ihn mit einem gewissen Blick ihrer kalten, grauen Augen ansah und die schmalen Lippen öffnete, so fürchtete sich der große Offizier vor ihr, wie sich seine Soldaten vor ihm bückten. Mutiger hatte der Oberst das Pfeifen der Kugeln vernommen, als die dünne Stimme seiner Gattin, und die Granaten weniger gefürchtet als ihre Scheltworte. Er war ihr gegenüber ein vollkommener Feigling.

Und ich habe mich darüber gar nicht sehr gewundert, denn ich hatte schon oft bemerkt, daß Mut und Feigheit zwar nicht in derselben Tasche, aber doch in den verschiedenen Taschen derselben Person stecken. Dieser fürchtet sich vor Ansteckung und ist mutig an der Börse, jener duelliert sich wieder, möchte aber nicht um Mitternacht über den Friedhof gehen. Ganz allgemein fürchten alle Leute die öffentliche Meinung, und man kann auch nicht behaupten, diese Furcht entspringe aus richtigem Ehrgefühl. Denn sehr oft gebietet die Ehre, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und es ist ein allgemeiner Fehler, daß das Wesen für den Schein geopfert wird. Wie mancher Mann und wie manches Mädchen sind schon dadurch unglücklich geworden, daß sie aus Furcht vor dem, was die Leute sagen würden, ihre Liebe unterdrückten! Die Behauptung, daß die meisten Menschen bei uns weniger für sich selbst als für ihre Untel, Tanten, Basen und hundert Verwandte und Bekannte heirateten, ist nicht so übertrieben, wie sie klingt.

Es ist sehr schwer zu sagen, was Mut und was Feigheit ist. Man nimmt im allgemeinen an, der Mann sei mutiger. Er muß in der Schlacht stehen, er muß seine Familie verteidigen, den Kampf des Lebens führen. Aber die Frau kommt gewiß ebenso oft in die Lage, ihren Mut bewähren zu müssen, und Millionen Männer würden die Flucht ergreifen, wenn man ihnen ansinnen wollte, zu ertragen, was die Frau erträgt. Manches zarte Wesen, das beim Anblick einer Spinne oder Maus erschrickt und bei einem Schusse laut aufschreit, zeigt im Krankenzimmer einen Mut, der Männer beschämt.

Nun hat man wohl einen physischen und einen moralischen Mut unterschieden und gesagt, der moralische Mut bestände in der Selbsterverwindung nach erkannter Pflicht, während der physische Mut mehr Nervenstärke und angeboren sei. Mit anderen Worten: nur der sei wirklich mutig, wer wisse, was zu fürchten und was nicht zu fürchten sei. Und das ist auch sehr richtig, denn wo nicht die rechte Einsicht darüber entscheidet, was jemand wagen darf und was er zu fürchten hat, da ist auch nicht der rechte Mut, sondern auf der einen Seite Tollkühnheit, auf der andern alberne Feigheit. Wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darin um, heißt es. Wenn ich ins Wasser springe, ohne schwimmen zu können, oder ein heftiges Pferd besteige, ohne reiten zu können, so bin ich nicht, was man mutig nennt. Und wie es Leute giebt, die dreist unternehmen, wozu ihre Kräfte nicht ausreichen, so giebt es wiederum Leute, die aus übertriebener Mangelhaftigkeit unterlassen, was sie recht gut ausführen könnten. Also die Erkenntnis muß vorausgesetzt werden, wenn von Mut und Feigheit gesprochen wird, und das gilt namentlich auf dem höchsten Gebiete, wo es sich um die Pflicht handelt. Denn recht eigentlich feige ist, wer zu ängstlich ist, um seine Pflicht zu erfüllen, und nicht mit Unrecht hat man wohl gesagt, Furcht sei allen Menschen eigen. Mut zeige, wer seine Furcht zu verbergen wisse.

Aber ungeheuer schwer ist es, die richtige Einsicht zu gewinnen. In einzelnen Fällen mag es ja sehr klar sein, was die Pflicht gebietet. Wenn die Schlacht beginnt und das Kommando ertönt, gehört für Soldaten nicht viel Erkenntnis dazu. Aber in den tausend Fällen des täglichen Lebens, wo sich die Gelegenheiten, den Charakter zu bewahren, oft so ganz unscheinbar nähern, ist es nicht leicht. Ja, wenn immer unter Pauken und Trompeten verkündigt würde: jetzt ist der Augenblick gekommen, wo du deinen Mut bewahren sollst, da würden viel weniger feige Handlungen geschehen. Aber wie oft versteckt und verschleiert sich die wahre Sachlage, sodaß wir zu spät zur Erkenntnis kommen und dann reuevoll sagen: hättest du doch damals Mut gefaßt! Am meisten kommt es doch im Leben vor, daß wir unter ungesunden, schiefen, verlogenen Verhältnissen leiden, die sich wie eine chronische Krankheit hinziehen. Und wie wir uns beim Zahne wehe scheuen, eine Operation vornehmen zu lassen, die schmerzhaft sein wird, so scheuen wir uns, der Wahrheit ins Gesicht zu sehen und den befreienden Schnitt vorzunehmen. Wir warten, wir finden nicht den Entschluß, wir belügen uns, wir sind zu feige, oft mehr aus Rücksicht auf andere Leute als auf uns selbst.

Manche Leute freilich sind anders. Diese thun, was sie für recht halten, auf die Gefahr hin, sich selbst und den nächsten Angehörigen Wehe zu thun. Das sind die energischen Naturen,

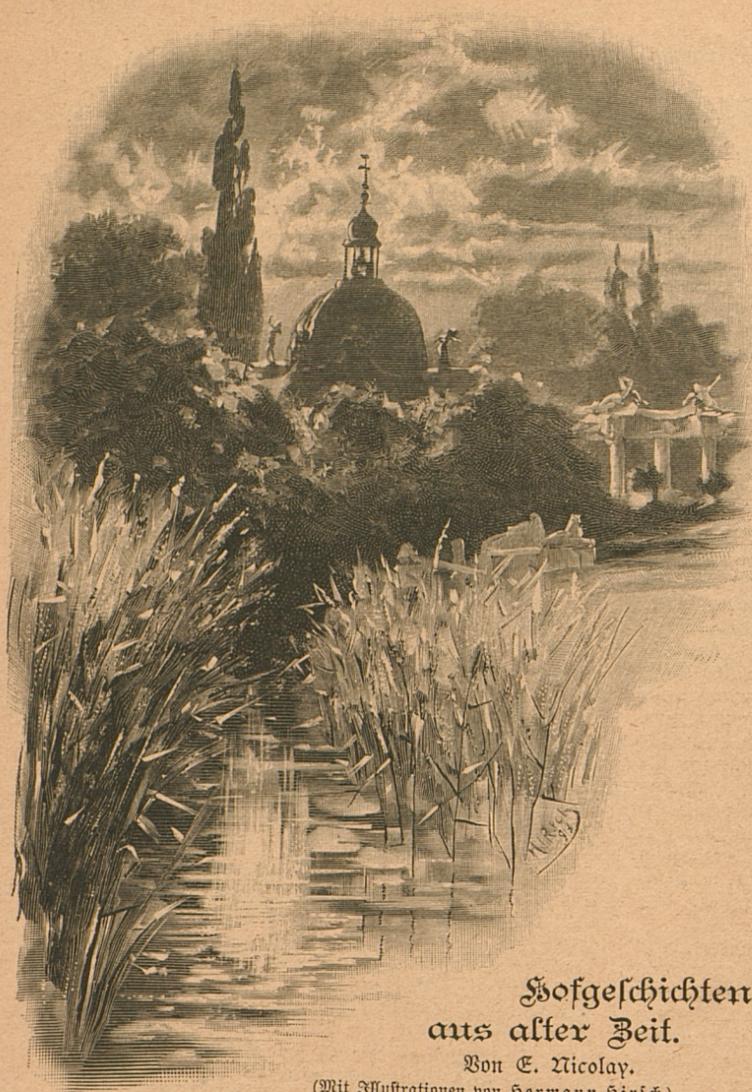
die Mutigen. Allerdings bereuen auch diese oft, nämlich, wenn sie sich geirrt haben. Die rechte Einsicht ist eben sehr schwer zu gewinnen, und es ist überaus bitter, sich sagen zu müssen: ja, damals hättest du den Mut, zu handeln, aber es wäre besser gewesen, du hättest dich still verhalten und deinen Mut unterdrückt. Sind doch oft die Unwissendsten gerade die Mutigsten, weil sie die Gefahr nicht kennen.

Deshalb hat die Lehre von dem moralischen Mut auch ihre Bedenken, und hinkt die Erklärung, mutig sei, wer das zu Fürchtende vor dem nicht zu Fürchtenden unterscheiden könne. Wer genau weiß, was er wagen darf und was nicht, und wer dann nur das unternimmt, was er ohne Schaden durchführen kann, den nennen wir zwar klug und weise, aber nicht mutig. Mit dem Begriffe des Mutes verbinden wir die Vorstellung des Wagnisses. Ja, wer ganz weise ist und niemals unternimmt, was ihm Schaden könnte, den möchten wir wohl schon feige nennen. Denn was ist die Feigheit, wenn sie nicht in der Vermeidung des Wagnisses und der Gefahr besteht? Und sind denn nicht auch ohne Einsicht manche Menschen mutig? Ich denke, daß es nicht sowohl die Erkenntnis als vielmehr ein gewisser innerer Antrieb ohne vorherige Ueberlegung ist, der viele Leute mutig erscheinen läßt. Ohne Zeit zur Erwägung zu haben, handelt der Mutige tapfer und unterscheidet sich dabei nicht von den Tieren, die auch mutig sind. Oder woher stammen die Wappenschilder der vornehmsten Geschlechter, woher die Beinamen „Löwenherz“ und „der Löwe“? Es ist doch nicht Zufall, daß die größten und tapfersten Staaten die mutigsten Tiere, den Löwen, den Adler, das Pferd im Wappen führen und ihren Königen keine edleren Bezeichnungen zu geben wissen als solche, die von den Charakteren dieser Tiere entlehnt sind. Dabei hat doch das Gefühl gesprochen, daß in der That jene glänzende Eigenschaft des Mutes, die mehr bewundert wird als irgend eine andere, am deutlichsten in Gestalt und Benehmen jener Tiere zum Ausdruck komme. Aber aus der Einsicht und Ueberlegung stammen doch der Sprung und Takenschlag des Löwen, das Wiehern des Pferdes in der Schlacht und der Stoß des Adlers aus dem Aether herab, wie es scheint, nicht, sondern aus natürlichem Antriebe einer kühnen Natur. Oder sollte bei ihnen doch auch Ueberlegung ins Spiel kommen? Auch die mutigsten Tiere sind nicht immer furchtlos. Eine weiße Gestalt in der Nacht wird jedes Roß zum Zittern und in Angstschweiß bringen, und auch der Löwe verriecht sich vor dem Fremdartigen. Dagegen zeigen die ängstlichsten Tiere unter Umständen den edelsten Mut. Der kleine Vogel kämpft für seine Jungen gegen die Schlange, bis sie ihn frißt.

Ich denke, daß die Natur diese Eigenschaften, die wir Mut und Feigheit nennen, des Gleichgewichts der Kräfte wegen eingeführt hat. Der Mut ist gut, um vorwärts zu treiben, die Feigheit gut, um als Hemmschuh zu dienen. Wenn alle Menschen mutig und unter allen Umständen mutig wären — die Menschheit glühe einem tosenden Meere. Man denke sich einen Agitator, der dem Volke das Glück vorpiegelt, wenn sie ihm nur folgen wollten. Wären alle, die ihm glaubten, auch mutig, so hätten wir binnen kurzem eine Revolution, und den furchtbarsten Kampf mit der bestehenden Macht. Kein Mensch würde es überleben, wenn nun auch noch die andere Partei mutig wäre. So aber möchten die Revolutionäre wohl kämpfen, fürchten sich jedoch vor der Polizei, den Gerichten, den Soldaten. Auf der andern Seite ist auch die herrschende Macht vorsichtig, und so wird, selbst wenn einmal eine Revolution eintritt, der Kampf nicht vernichtend. Die Feigheit rettet das Volk vor dem Untergange. Und das ist auch im Kriege so. Und auch hinsichtlich der öffentlichen Meinung: was würde daraus werden, wenn nicht die Furcht vor dem, was die Leute sagen, ein eisernes Joch auf die Seelen legte? Wenn jeder den Mut hätte, zu thun und zu sagen, was er für recht hält, so gäbe es weder Sitte noch Ordnung. So aber fürchtet jeder nicht allein des andern Meinung, sondern fürchtet auch sehr oft, er könnte sich selbst irren. Der Mut der eigenen Meinung, wie man es nennt, ist sehr schön, und herrlich steht der Weise da, der seine Ueberzeugung gegen die ganze Welt vertritt. Wenn aber ein jeder wirklich eine Ueberzeugung hätte und sie auch noch verfechten wollte, so würde es weder Gesetze noch einen Staat geben. Nicht allein die Einfalt, sondern auch die Feigheit der Menge ermöglichen das Bestehen der Staatsordnung.

Ein wundervoller Spruch ist: die Furcht Gottes ist der Weisheit Anfang. Nämlich die Scheu, etwas gegen Gottes Gebote zu thun, ist eine heilsame Feigheit, und wer so mutig ist, auch ein Unrecht zu begehen, ist ein Unglücklicher. Deshalb ist der rechte Mut nicht von der Einsicht zu trennen, nämlich von der Einsicht in das, was gut, und das, was böse ist. Aber wo findet sich diese Einsicht? In beschränkter Weise zwar bei allen Menschen, in vollkommener bei niemandem. Was wir als Mut bewundern, ist im Grunde die Weisheit. Denn sie spiegelt sich in allerhand Lichtgestalten, und wo sie sich in der kühnen Handlung reflektiert, nennen wir sie Mut. So bewundern wir am meisten den Mut, der das Leben für die Wahrheit opfert, also den teuersten irdischen Besitz für ein ideales Gut. Das aber ist Weisheit, und wir huldigen eigentlich der metaphysischen Weltanschauung, indem wir den Mut bewundern. Wir sind uns über die Sache nicht immer recht klar, aber warum staunen wir denn den Mut an, und warum überstrahlt er alle anderen guten Eigenschaften so sehr, daß wir geneigt sind, selbst dem Verbrecher zu verzeihen, wenn er nur mutig in den Tod geht? Das geschieht nur deshalb, weil wir heimlich von der Unsterblichkeit unserer Seele überzeugt sind und den festen Glauben daran für die höchste Weisheit halten, aber den Beweis für diese Weisheit nur in der That, nicht in Versicherungen finden wollen. Wie ein Blitzstrahl trifft uns der Beweis, sobald wir sehen, daß ein Mensch den Tod nicht fürchtet, und deshalb tritt sofort die Bewunderung des Mutes ein, während die Furcht vor dem Tode notwendigerweise Verachtung erzeugt.

Aus der natürlichen Ordnung der Dinge also, wo Mut und Feigheit als notwendige Teile der großen Weltmaschine dastehen, erhebt sich für den Menschen die moralische Ordnung, dergemäß der Mut das Kennzeichen des tugendhaften, des weichen, des glücklichen Charakters, die Feigheit das Kennzeichen des schwachen, thörichten, unglücklichen ist. Den Schlüssel dazu aber bietet die Erkenntnis der unsterblichen Seele, für die das sittlich Gute allein ein Gut ist, indem es den Abgrund des Todes überbrückt und das irdische Leben an das ewige anknüpft.



## Stoffgeschichten aus alter Zeit.

Von E. Nicolay.

(Mit Illustrationen von Hermann Hirsch.)

### 2. Der Bibliothekar.

Es war ein Gelehrtenzimmer, das war nicht zu streiten! Der Raum war tief, und alles in ihm zeigte dunkle Töne, die hohen Bücherrepositorien kletterten bis an den Plafond hinauf und waren bedeckt mit außerordentlich ernsthaft und gehalten aussehenden Bänden, mit Rollen, die ein so ehrwürdiges Aeußeres hatten, daß man sie kaum mit den Spitzen profaner Finger zu berühren wagte. Der Schreibtisch war lang, breit, mit vielen Fächern und nahm die volle Mitte des Zimmers ein, trug ebensfalls mächtige Folianten, teils mit Marginalnoten einer engen Gelehrtenhandschrift bedeckt, teils mit Merkzetteln versehen, deren jeder einzelne ein spezialwissenschaftliches kleines Compendium enthielt; ein Manuscript lag daneben, sauber paginiert, sorgfältig mit Fußnoten versehen und mit allerhand Lettern durchschossen, die auf das Auge des Laien den Eindruck eines Bordürenmusters in antikem Stil machten, womit fleißige Frauenhände glatte Stoffflächen je nach Umständen verzieren oder verunzieren. Der Kenner aber erkannte sofort, welcher alten, vornehmen, aber heruntergekommenen Völkerverwandtschaft diese nicht ganz bequemen Schriftzeichen angehörten; er erkannte, ob es die Abbreviatur und Punctierung der täglichen Haus- und Korrespondenzsprache, ob es die pompöse Vokalifizierung des Kirchen- und Gelehrtenstils sei, er, der bewußte Kenner nämlich, war in der Regel ein selbst mehr oder minder berühmter Kollege des Autors, sodaß sich über die krausen Zeichen alsbald ein eingehendes, sich oft zur Debatte zuspitzendes Gespräch entspann, worin es von unzähligen Idiomen schwirrte, das in der Folge eine Kontroverse in einem halben Dutzend wissenschaftlicher Journale nach sich zog, wobei sich praemissis praemittendis die gelehrten Herren manchmal die hahnebüchsen Grobheiten an den Kopf warfen.

Solange die klugen Männer im Banne der das Gastrecht schützenden Penaten ihre Disputationen führten, ging es manchmal wie ein leises Rauschen und Raunen durch die Reihen der Bücher, die „würdevollen Pergamente“ begannen zu flüstern und zu knistern, als wollten die alten Autoren teilnehmen am Meinungsaustausche der Epigonen.

Etwas aber lag über dem Zimmer, das war so gar nicht gelehrtenhaft, so weiblich plauderstäubchenmäßig, daß man schier nicht begreifen konnte, wie die griechischen Klassiker des einen, die römischen Historiographen des andern und die Kirchenväter, die alten Herren vom Sanskrit und vom Zend samt Miscellaneen und Kollektaneen des dritten Regals nicht wie der Chorus der antiken Tragödie nach feierlichem Umschritt um die entweihete Thymele des Schreibtisches unter Via und Chen das unheilige Heiligtum verließen. Erstens liefen an der Außenseite der Repositorien Epheuranthen bis hinauf zu dem etwas grünlich dreinschauenden Sotrateskopfe, dann war die Nische des einzigen großen, weinumsponnenen Fensters durch ein zierliches Nähtüchchen mit gesticktem Sessel davor occupiert. Auf der bunten Decke des Tisches stand ein blankes Bauer mit einem freundlichen, gelben Kanarienvogel, einem Tierchen von stiller, zutraulicher Lustigkeit, das nur durch bescheidenes Piepen von Zeit zu Zeit seine Anwesenheit verriet. Aber auf dem Taburet saß eine freundliche, rosige, kleine Frau, die ebenso helle, blanke Augen hatte, wie das Kanarienvogelchen, ebenso sanft lustig, wohlthuend ruhig ihre Anwesenheit nur von Zeit zu Zeit durch ein bescheidenes Klappern mit ihren Stricknadeln verriet. Aber in ihrem Gesichtchen stand deutlich ge-

schrieben. „Ich höre gern dem Streit der Klugen zu, Ich folge gern, denn mir wird leicht, zu folgen!“ und während sie nur manchmal verloren in den grünen Garten lugte, auf den das Fenster hinausführte, entging ihr kein Wort von dem, um das „mit Grazie die Rednerlippe spielte“. Sie war eigentlich eine sehr kluge, kleine Frau, und hätte sie nicht einen so grundgelehrten Mann gehabt, sie hätte als lumen familiare einen weiten Birkel erleuchten können; nun aber lag in ihrem ganzen Wesen eine holbe Mischung von Ueberlegenheit und Demut, daß man es wohl begriff, wie der Herr Doktor Julius Fabricius sich die Perle nicht hatte entgehen lassen, welche in schlichter Fassung, doch von unschätzbarem Werte schon lange neben ihm glänzt hatte.

Herr Doktor Julius Fabricius, Bibliothekar der herzoglichen Bibliothek einer Duodezresidenz, hatte schon auf der Universität — und nicht mit Unrecht — bei den Professoren für einen begabten, strebsamen, etwas obstinaten, aber streng wissenschaftlichen Kopf gegolten; bei den Kommilitonen für einen hochbeinigen Philister und ledernen Bedanten — bei den Damen für eine gesellschaftliche Null.

Er war der Sohn seines Vorgängers im Amte, des Lektors und Bibliothekars Tullius Fabricius, welcher seinem Sohne eigentlich Cajus als passenden Rufnamen geben wollte, sich aber endlich auf Bitten der bescheidenen Gattin zu dem ebenso historischen, doch landläufigeren Julius entschloß. Seit Generationen hatte sich Pflege der Wissenschaft bei den Fabriciern fortgepflanzt, ja, ein Studiengenosse des Julius, welcher, in allen Comment-Angelegenheiten eine Autorität, sich in allen historischen Streitfragen von dem gelehrten „Kamele“ übertrumpfen lassen mußte, behauptete, der Bibliothekar und sein Sohn stammten in direkter Nachfolge von dem berühmten „deutschen Slaven, Schmidt geheiß“, ab, der sich bereits im grauen Altertume latinisiert hätte und nun seine klassische Bildung als eisernen Bestand auf Sohn und Enkelsetel vererbte. Welcher Schmied nun auch seinerseits den wohlklingenden Namen Fabricius angenommen, oder ob solcher die letzte Erinnerung an die hochmütige römische Ritterfamilie bei etwaiger, degenerierter, ins Germanische verschlagener Descendenz war — es stand fest, Honophrinus hatte dem Christian, dieser dem Tullius, jener dem Julius einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt und das Nentchen in der Bibliothek des Landes hinterlassen, und es waren des Herrn Honophrinus Vorfahren wohl nur deshalb nicht zu jener Würde berufen worden, weil die Bibliothek erst vor hundert Jahren von einem jungen Landesherrn ins Leben gerufen und in einem seltsam verschönernten Rokoko-Schloßchen untergebracht ward. Außer diesem Sohn und Erben des Amtes und Geistes erzeugten die jeweiligen Fabricier noch eine erkleckliche Anzahl anderer Söhne und Töchter, ein Reichthum, welcher hinderte, daß ein anderer, den Rost und Motten bedrohen, im Hause der Bibliothekare aufgespeichert ward. Sonst ist nichts über diesen Nachwuchs in der Weltgeschichte aufgezeichnet, hat er auch nichts Nennenswerthes hinterlassen, bis auf des Herrn Tullius einen Bruder, der als Gymnasiallehrer jung und ziemlich mittellos starb und ein ohnehin schon mutterloses Töchterlein Fanny in zartem Alter zurückließ. Des verwaisten Töchterleins nahm sich die gute Doktorin mütterlich an und erzog es fromm und bescheiden nach ihrem Herzen, indes Julius vom Vater nach seinem Ebenbilde gemodelt ward.

„Wein und starke Getränke wird er nicht trinken!“ hatte auch über Julius' Wiege gestanden. Es ward aus einem eckigen, linsförmigen Knaben ein pedantischer Jüngling und ein langer, dünner, feister Mann, dem man beim Tode des Vaters unbedenklich trotz seiner Jugend die vakante Stelle übertrug, aus

der er, wie Antäus aus der Berührung seiner Mutter, erst völlige wissenschaftliche Kraft bekam und dessen notorischer, bis zu gelinder Monomanie gesteigerter Gelehrsamkeitsdrang selbst seine ergaunten Kollegen in respektvoller Entfernung hielt; das weibliche Geschlecht hielt der Doktor für eine unnütze, weil unwissenschaftliche Ueberlastung des Erdballs. Nichtsdestoweniger ergingen sich zwei Mitglieder desselben in treuer Sorgfalt für seine irdische Bequemlichkeit und erstarken in beständiger Ehrerbietung vor ihm, deren Opferrand indes kaum bis zu seiner olympischen Nase emporstieg; es war seine nun sehr alte Mutter und seine noch sehr junge Cousine Fanny. Denn nachdem der von ihm zum Zeitvertreibe unternommene Versuch, sie griechisch zu lehren, daran gescheitert war, daß sie sich als unfähig zeigte, die Accente zu behalten, war sie für Julius überhaupt nicht mehr vorhanden, sodaß er ein paar-mal achlos ohne Gruß an ihr vorübergelaufen war.

Es war noch einmal eine Art kleinen démolés zwischen ihnen entstanden. Julius hatte beim Nachhausekommen in der sonst so stillen Wohnstube der beiden Frauen frühliches Schnatzen und Richern gehört, das von einem ganzen Haufen junger Mädchen herrührte, die um einen reich mit Süßigkeiten garnierten Tisch saßen und bei seinem Eintritt wie eine Schar Tauben emporflogen. Auf die verwunderte Frage, was es gäbe, lautete die Antwort, Fanny feiere ihren achtzehnten Geburtstag und ihre Freundinnen seien gekommen, sie zu beglückwünschen. Natürlich hatte sich Julius nie darum gekümmert, ob so untergeordnete Wesen überhaupt Geburtstage hätten; da ihm aber bekannt war, daß von Urzeit her die Geburtstage zu den Schicksalstagen zählten, denen man günstige Omina abzugewinnen strebte, er auch sehr wohl wußte, wie sich die Sitte des Schenkens an solchen Tagen aus alter Opfergewohnheit herschrieb, hielt er es für seine Pflicht, seiner Cousine auch das übliche Angebinde zu überreichen. Er ließ seine Mutter rufen und sagte ihr, er wisse nicht, was junge Mädchen brauchen, soviel er sich entsinne, läge oben in seinem Schranke in der Hutschachtel noch eine Briettafche mit dem Gehalte des verflorenen Quartals, für das des letzten Vierteljahres müße er einige Elzevirausgaben anschaffen, die ihm ein Antiquar in der Residenz empfohlen habe und die nachgerade unschätzbar seien. Dann irrten seine Gedanken wieder ab, und er blätterte ernsthaft in dem gebräunten Folianten einer alten Evangelienharmonie. Die Mutter wartete geduldig, bis der Sohn ihr weiter kundzutun geruhte, was mit dem in der Hutschachtel bewahrten Sparschake angegeben werden sollte. „Ja richtig,“ fiel es Julius endlich ein zu bemerken, „also kaufe doch der Fanny etwas dafür — ein Kleid, einen Mantel, kurz, was sie brauchen mag!“ Damit wendete er sich wieder dem Evangelienfänger zu, an dem ihn die Mundart interessierte, weil er gewiß war, daß das Hildebrandslied von demselben Autor sein müße, oder wenigstens von ihm wiedergegeben, in der lustigen, weltlichen Zeit seines Präbendentums. Die Mutter beachtete aber merkwürdigerweise nicht diesen stummen Wink der Entlassung, sondern sagte mit auffallend fester Stimme: „Ich glaube nicht, mein lieber Sohn, daß unsere Fanny das annimmt; sie hat so wenig Bedürfnisse, besucht so gar keine Vergnügungen anderer junger Mädchen, daß ich gar nicht wüßte, was sie mit kostbarer Garderobe soll — indes ich werde nach deinem Willen thun.“

Julius hatte sich während dieser Rede ununterbrochen Notizen gemacht, er hörte die Worte nur mit halbem Ohr, es verfinnnte ihn etwas daran, ohne daß er zu sagen wußte, was. Entschieden unmutig aber war er, als es, kaum nachdem er den Faden seiner Arbeit wieder aufgenommen hatte, leise klopfte und noch ehe er Zeit hatte, „herein“ zu rufen, die Thür geöffnet wurde. Zu seinem Staunen trat Fanny ein, und jeder andere, jeder, der noch für etwas anderes als Schweinsleberne Folianten Sinn hatte, wäre entzückt von ihr gewesen, wie sie da stand, selbst wie eine Rose jung, mit dem niedlichen, weißen Laßhürzchen über dem himmelblauen Kleide und etwas Tau auf den rosigen Wangen.

„Ich wollte dir danken, Julius,“ sagte sie leise und verlegen, „aber, indes — Tante hat dir wohl schon darüber gesagt. Glaube mir, das kleinste Sträußchen, ein einziges Weißchen von dir wäre mir lieb und wert gewesen, aber so — noch einmal, ich danke dir!“ Damit war sie wieder schnell zur Thür hinaus, und Julius brummte: „Hm, hm, so, so!“ ohne indes selbst recht Deutung für diese gesprochenen Hieroglyphen zu wissen. Am andern Tage war ihm zu Mute, wie Zettel, dem Weber, „ihm träumte, als hätt' er, ihm ist, als wär' er“, oder wollt' er vielmehr — doch was er war und wollte, ging ganz in dem Gedanken unter, wie sich die benachbarte Hochschule seiner wissenschaftlichen Auffassung gegenüber verhalten würde.

Dann nahmen seine Tage wieder den gleichen Lauf. Seine Kollegen achteten sein kolossales Wissensquantum, deren Frauen und Töchter betrachteten ihn als einen aus dem gesellschaftlichen Kodex der Ressourcen und Kränzchen ausgestrichenen Menschen. Als er nach Jahr und Tag aber seine plötzliche Vermählungsanzeige mit seiner Cousine Fanny umhersendete, staunte man nicht sehr, denn man glaubte allenthalben, der junge Gelehrte habe sich eine bequeme, auf seine Launen schon eingeeübte, wirtschaftliche Genossin „ansiegeln“ lassen, welche in das Amt der alten Mutter eintrat, die irdisch-unwissenschaftlichen Dinge aus dem reinen Aether des Gelehrtenhorizontes ferne zu halten. Man war eher geneigt, die kleine Fanny zu bedauern, als zu beglückwünschen, ja, ein ehemaliger Kommilitone beschloß, als ihn das Schicksal in die Gegend von Julius' Wohnstz verwechselte, das junge Paar aufzusuchen und der sicherlich vernachlässigten armen kleinen Frau zu kondolieren.

Wie erstaunte er aber, denn das sah er, da er in die freundlichen Räume trat, daß die kleine Person so fest in ihren Schuhen stand, so glücklich und siegesfroh dreinschaute, daß sie keinen Paladin brauchte, sie aus dem verwünschten Zustande zu erlösen, daß sie vielmehr ihren langen Julius recht artig gängelte. Dieser selbst aber versetzte den Freund, der ihn seit Jahren nicht gesehen hatte, in wahrhaft erstarrende Verwunderung. Sein langer, hagerer Korpus hatte ordentlich Neigung zum embonpoint bekommen, seine ewig schlotternden Rockschöße hatten die Hand eines denkenden Schneiders auf ein vernünftiges Mittelmaß reduziert, sein sonst nach allen Seiten starrendes Haar, sein Bart zeigten ordnende Kammstriche. Mehr



Draußen unter der schattigen Linde —

aber als alles frappte den Blick der Augen das ganze Wesen, das den Doktor Fabricius, den von den Damen aufgegebenen Werwolf der Gelehrsamkeit, auf ganz gleichen Fuß mit jedem anständigen, denkenden und wohlkonditionierten Staatsbürger stellte — der Freund kam sich ordentlich kleinstädtisch neben ihm vor. In allen Zimmern war die sorgliche Frauenhand erkennbar, bis ins Allerheiligste hinein, wo das Abbild derselben kleinen Dame hinter Glas und Rahmen mitten auf dem Schreibtische stand, die sich so traulich nebst ihrem Kanarienvogel in der Fensternische eingeknistet hatte.

Freilich jetzt verleugnete sich der Doktor Julius nicht. Haarscharf waren seine Beweise, zweischneidig seine Logik, als er seine aufgestellte Meinung verfocht, doch als nach geraumer Zeit seine Frau ihm die Hand auf die Schulter legte und sanften Tones sagte: „Ich dachte, lieber Mann, ihr liebet jetzt für ein Weibchen die Waffen ruhen, du führtest unseren Gast in den Garten, wo ich ein kleines Mahl auftragen ließ,“ da hielt der Doktor die nämliche zielliche Hand eine Weile auf der Stelle fest, wo sie lag; indem er dann mit dem anderen Arm die Hüften seiner jungen Frau umschlang, zog er sie zu sich heran und sagte docil: „Wie du befehlst, mein Schatz!“

Draußen unter der schattigen Linde aber bewies er sich so völlig als Mensch, nichts Menschlichem fremd, daß, als er dem Freunde eben goldfunkelnden Wein in das Glas gegossen hatte, der Gast sich nicht enthalten konnte, auf das Wohl der kleinen Frau Venus anzustoßen, die der gestrengen Dame Pallas ihren getreuesten Schildknappen entführt habe! Da hob Julius die Hand und sagte: „Bring' mir mein trautes Menschenweibchen nur nicht mit dem unkörperlichen Götter- und Gespenstergesindel zusammen! Hat doch in der That erst ein Geisterpuk kommen müssen, um aus der Raupe des Bücherwurms den Schmetterling eines, wie ich hoffe, ganz leidlichen, sich in der weiten Sonne tummelnden homo sapiens zu erlösen; damit er sich einmal im wirklichen Leben umtun lernte, ward er an diese weiße, kleine Frauenhand gebunden, die ihn sanft führt und von der er so gern sich führen läßt!“ Damit drückte Julius mit fast ehrfürchtiger Galanterie seine Lippen auf Fannys Hand.

„Aber liebes Herz, mache mich nicht eitel,“ bat diese. „Habe ich denn nicht den besten, klügsten, geduldigsten Mann, und was habe ich denn Großes für ihn gethan, als daß ich ihn einmal, da, wo er sich und andern vergessen war, an einem frischen Morgen nach Haus holte?“

„Ich will dich nicht länger mit Hieroglyphen plagen,“ wandte sich Julius wieder dem Gaste zu, „fülle dein Glas von neuem mit funkelndem Rebenjaß, sieh den Leuchtkäferchen nach, die dort ihre blanken Kreise ziehen, atme den Duft der Linde und höre in dieser Dämmerung den schwersten Sommernachtstraum, den wohl je ein Mensch geträumt haben mag! Du, Fanny, aber gieb mir deine Hand, daß ich auch, wenn die Schatten tiefer sinken, weiß, daß du bei mir bist.“

Die Landesbibliothek befindet sich bei uns, wie bekannt, in einem wunderbar zopfigen Rokoko-Schlößchen. Ein Schlößchen, welches eigentlich ganz anderen Bestimmungen gedient hatte, als nüchterne Bücherregale samt Inhalt zu beherbergen, bei Tage außerdem ein paar alte, gährende Diener in abgehabter herzoglicher Livree, und bis um drei Uhr mittags einige ernste, schwarze-röckige Herren zu sehen, denen auch ich mich zuzähle, die hier und da blättern und notieren, registrieren und kommentieren.“

„Eigentlich aber,“ fiel der Gast ein, „nicht recht wissen, wozu sie und die Landesbibliothek mit ihren paarhundert Schweinsleder-folianten und Quartanten, ja das ganze vergessene Schlößchen da sind!“

Julius lächelte: „Du gestattest mir eine andere Anschauung, wie ich solche schon meinen ehrwürdigen Vorfahren schuldig bin, indes muß ich gestehen, daß, sobald der Klop draußen auf der grünen Patina des Kuppeldaches den Hammer hebt und in drei summenden, schwirrenden Schlägen niederfallen läßt, ein seltsames Leben in die Räume darunter kommt. Die Bibliothekare und Amanuensen schlüpfen eiligst in ihre jeweiligen Leberöcke, greifen nach Hüten und Stöcken und fliehen wie erlöste Geister aus dem Bannkreis einer Zauberinsel ihrer Häuslichkeit zu, wo sie, wie man sagt, zu ganz vernünftigen und gewöhnlichen Sterblichen werden. Die alten Diener gehen schnell mit Staubtuch und Wedel über einige Stellen, wo etwa eine Spinne zu naseweis ihre Luftgespinne ausbreitet, oder eine zu handgreifliche Staubschicht sich auf Simsen und Vorden gelagert hat. Dann kommt der Pförtner mit seinem Schlüssel und hinter dem letzten der alten, treifenbesetzten Freie, der spiegelnden Plüschkarpins und schabigen Dreimaster schließt sich die schwere geschmückte Thüre — das alte Schlößlein bleibt seinen Träumen überlassen.“

Eines Tages erfreute ich mich einer besonders guten Laune, die nur durch einen kleinen häuslichen Zwischenfall am Tage vorher oberflächlich getrübt ward. Ich hatte die Entdeckung gemacht, daß zwei ganz nebenswerte Werke der frühesten Epoche unserer Litteratur unzweifelhaft von einer Hand herrühren mußten; nun fand ich die plötzliche Bestätigung für meine Hypothese, die ich in die wissenschaftliche Welt hinausgeschleudert hatte.“

„Und wonach du zwei Kirchenlichter gleichsam in eins zusammenschmolzen hattest? Hat viel Staub aufgewirbelt!“ warf der Hörer ein.

„Ja gewiß — und wonach ein würdiger Bischof gleichsam ein Versteckspiel mit sich selbst und der damaligen gelehrten Welt getrieben hatte. Dieß jene nun mit sich spaßen, unsere heutige thut es nicht, auf meinen, ich will es zugeben, kühnen, weil noch nicht völlig berechneten Wurf waren eben so kühne Gegenwürfe gefolgt, es hatte sich zwischen mehreren Autoritäten und mir eine ziemlich schroffe Diatribe entsponnen. Ich war fast daran zu verzagen, da fand ich in einer alten theosophischen Schwarte, die ich eigentlich nur aufgeschlagen hatte, um ein Analogon für eine bestimmte Wendung zu suchen, eine Art Selbstbekenntnis des vergnügten Bischofs, daß er, um, wie er schrieb, die Gemüter anzufeuern, in einem Teile seiner Schriften von seinen Würden abgesehen habe, damit die Zungen seiner Gegner nicht durch Ehrfurcht gelähmt würden.“

Ich hatte meinerseits nicht so zarte Rücksicht auf meine Gegner zu nehmen und stürzte mich unter der Regide der Minerva Viktoria auf die Gruierung eines Schatzes, dem der Pergamentwurm schon übel mitgespielt hatte.

Der eiserne Klop draußen im Sonnenbrande ließ den Hammer dreimal auf den erzenen Amboss fallen, ich hörte es nur wie in ganz weiter Ferne. Ringsum machte sich ein Rascheln und Rausen bemerkbar, Federn wurden hier und da ausgespritzt, Schritte verhallten, Thüren klapperten, ich beachtete es nicht. Dann schurte es hin und her wie ein Flederwisch, Papiere flogen im Nebenjaal knisternd auf, als wenn ein Luftzug dahinführe — ich saß in einem Seitenkorridor, dessen Wände völlig mit Repositorien verdeckt waren, dessen eine Thür immer verriegelt blieb, niemand wußte, wohin sie führte, dessen Decke eine bunte, verliebte Darstellung von Göttern und Amoretten in Wolken



Sommernachtstraum des Bibliothekars.

trug, auf die ich indes bis dato noch nicht einen Blick geworfen hatte. Drei hohe Bogenfenster waren da, aber diese führten nicht auf den sonnigen Vorplatz vor dem Schlosse, dorthin gingen die Portes-fenêtres des Rebenjaales, welche auf einen Balkon führten, dessen schmückendes Gitter den Namenszug des Erbauers in kupfrig und fleckig gewordener Vergoldung zeigte. Wenn ich aus meinem Saale hinunterschaute, blickte ich in einen stillen kleinen Hof, zwischen dessen Quadern Gras wuchs und in dessen Mitte ein sonderbar ausgebautes Bassin stand, aus welchem eine Tritonengruppe aufstieg, die einstmal aus gewundenen Muschelhörnern Wasser gespritzt hatte, aber nun trocken, grau, zerbrochen und träumerisch die Mittagssonne wie die Schneelust des Winters über sich kommen ließ.

Ich schrieb, las, exerzierte, verglich und merkte nur von ungefähr, wie es ringsum still und stiller ward. Warf ich einen Blick auf den Boden, so nahm ich wahr, wie zierlich die Schatten der Fensterrechtecke sich auf den schwarz und weiß getäfelten Fliesen malten, ja das Profil der steinernen Blätter, Fruchtstämme und Satyrmasken draußen schien rötlich bestrahlt; ein Schwälblein reckte den klugen, feinen Kopf nach mir und slog dann weiter. Dies zusammen mit der Stille ringsumher war mir gar nicht leid, ich glaubte aber, da der launige Bischof sich nun augenscheinlich eine Pause gegönnt hatte, mir das Gleiche erlauben zu dürfen — strich mit dem Taschentuch über mein heißes Gesicht und warf noch einen prüfenden, ich gestehe, zufriedenen Blick auf mein, wie mir wohl schien, bedeutend Tagewerk, dann nahm ich den Hut, um zu gehen! Welche Schweigsamkeit und Leere um mich her! Verwundert griff ich nach dem Drücker der lackierten Thür mit ihren verbliebenen Goldleisten. Die Klinke bog sich, doch die Pforte gab nicht nach, und das Dämmern draußen und die unheimliche Ruhe drinnen! Jetzt war mir's klar, ich war eingeschlossen. Erst lächelte ich, dann ward mir unheimlich; mir fiel der Altan ein, vielleicht war draußen auf dem Vorplatz jemand, dem ich mich verständlich machen konnte, auch hier der Ausgang versperrt. In dem ganzen verherzten Schlößchen mit seinen nüchternen schweinsledernen Bücherreihen, den üppigen Bildern an Wand und Decke und seiner verschollenen Geschichte war ich der einzige lebende Mensch. Ich gestehe, mir lief ein Schauer von den Haarspitzen bis in die Fehen, und der edle Larochefaucald hat recht, daß Dame Philosophie, die es so sehr entschieden mit den Uebeln der Vergangenheit und der Zukunft aufnimmt, sich bei denen der Gegenwart gern in den äußersten Winkel verkrücht. Nun empfand ich auch Hunger und Durst!



„Wie taumelnd ging ich nach Hause; ich mußte, um mich zu stützen, den Arm um Fannys Schulter legen.“

Wie dankbar war ich meinen, sonst gar nicht sonderlich beachteten Hauselken, daß sie mich mit Engelsgeduld immer aufs neue mit Frühstück versorgten, obgleich ich es bis dato als eine des Gelehrten unwürdige Bürde betrachtete und permanent in der Rocktasche wieder mit nach Hause gebracht hatte. Heute vertiefte ich mich beim Essen meiner Brötchen sogar in deren papierne Hülle.

„O Julius!“ fiel die junge Frau bittend ein.

„Daß mich, Kind,“ sagte dieser, „es gehört zum Ganzen. Nun wohl, es war ein etwas fettig gewordenes, doch sehr sauber geschriebenes Briefkonzept, worin Fanny freundlich und entschrieben einen Heiratsantrag abwies, aus Rücksicht, wie sie schrieb, auf verwandtschaftliche Pflichten.“ Sieh da, die Kleine hat Freier,“ dachte ich erst und wunderte mich fast ein bißchen; dann fiel es mir ein, wie es wohl sein würde, wenn sie nicht mehr in ihrem hellen Kleide bei ihren Blumenstöcken bei uns am Fenster säße, oder ich einzelne Laute ihrer Vogelstimme nicht mehr bis in mein Studierzimmer vernähme. Ich muß gestehen, ich hatte bisher noch nie so viel hintereinander an meine kleine Cousine gedacht, und plötzlich ärgerte ich mich über sie, daß sie so gar nicht forschte, was aus mir geworden, daß ich so ganz verlassen und vergessen auf der Welt sei! Ich war gerecht genug, mich zu fragen, ob ich mir wohl daheim den Kopf zerbrechen würde, wo die kleine Fanny hingekommen sei, ja, mir fiel es blutig aufs Herz, daß ich, als ich einigemal mit einem Kollegen, dem ich beim Zusammenstellen seines pelagischen Wörterbuches behilflich war, direkt von der Bibliothek aus in dessen Wohnung gegangen war, auf eine Frage meiner Mutter nach meinem Ausbleiben mir kurzweg jedwede Vermögensverhältnisse verberaten hatte. Wieder sah ich die kleine Fanny vor mir, die so hübsch stolz-becheiden mein taktloses Geburtstagsgeschenk zurückgewiesen hatte, weil sie ein einziges Beilchen, woran zu sehen, daß ich an sie gedacht, vorgezogen hätte. Mir war, als wäre ein solches Beilchen in ihrer Hand eine Springwurzel geworden, die alle Schösser geprenzt hätte.

Die Schatten auf dem Fußboden wurden matter, die Schwalben draußen schossen ein paar mal hin und her und flogen wohl dann zu Nests. Mein Durst ward heftiger, ich löschte ihn an dem lauwarmen Wasser, das da und dort in brüchigen Karaffen umherstand, dann schritt ich in den Sälen auf und nieder, hier und da in einem Buche blättern, aber weder die Geschichte der Westgoten noch das Panchatantra, weder eine Kosmogonie noch die Sammlung berühmter Kanzelreden konnte mich dauernd fesseln. Ich habe manche Nacht ohne Schlaf dahingehen lassen, dachte ich, auch diese werde ich peripathetisch verbringen. Doch der Schall meiner Schritte auf den Fliesen ward mir peinlich, und als der volle Mond heraufstieg und ich meinen eigenen, neben mir herwandelnden Schatten sah und allerhand andere Schatten Versteck zu spielen begannen, überslog mich ein gelinder Schauer. Ich bereitete mir aus ein paar Stühlen und einigen Thejsuren (Wörterbüchern) ein unbequemes Lager, worauf ich keine Ruhe fand. Nun kam völlig die Nacht, und es könten in unendlichen Zwischenräumen draußen die Hammerschläge! Mir war es, als säße ich in Bekäubung, ich wollte scharf denken, doch meine Gedanken tanzten durcheinander, wie die Amoretten an den Plafonds. Ich wollte die Stundenschläge zählen, doch jedesmal, wenn ich bis zwölfs gekommen war, hob der unerbitliche Hammer von neuem an. Da hörte ich ein leises Rascheln neben mir, und siehe, gerade aus der Ecke, wo mein Arbeitsplatz stand, sah ich eine statliche Gestalt herschreiten in bischöflichen Gewändern, mit blassem, etwas hohlstem, feinem Gesicht, sich, wie mir schien, ein wenig spöttisch vor mir verneigend. Ich wollte ihm den Gruß zurückgeben und den Ankömmling anreden, da bemerkte ich, wie das Gespenst eine urbane Handbewegung gegen das Fenster machte, wo eine Anzahl Männer in Togen und Talaren halb sich aus dem Mondschatten heraus hoben, halb in demselben verfloßen. Wie staunte ich, ja, bei einiger Ueberlegung hätte ich glücklich sein können, so viel bekannte, geliebte und verehrte Geister quasi in corpore zusammen zu sehen, allein mein Haar sträubte sich doch, und meine Augen wurden groß. Recht wohl unterschied ich in der bunten Gesellschaft Cicero und Ovid, Tertullian und Lufan bei Diodor, Herodot, Anakreon und allen Gästen des Symposion, während der Stagyrit sich zu den Scholasten gesellte. Bei den Neoplatonikern standen die feinen, markanten Profile der Rabbiner von Hillel bis zu Benedikt Spinoza, und der alte, vertrocknet aussehende Sanskritgrammatiker Pomini suchte sich vergeblich mit einem kurzgeschürzten Herrn zu verständigen, den ich an der Königslechte für einen der Ptolemäer erkannte. Leibniz ging mit klugen Augen von Gruppe zu Gruppe und tauschte ein Präschen Schnupftabak mit den Encyclopädisten, während Jakob Böhme ununterbrochen ziemlich verworrenes Zeug aus seiner Aurora schwatzte, wobei Newton und Cartesius höflich genug waren, zuzuhören. Selbstverständlich greife ich nur obenhin einige Gruppen heraus. Plötzlich sprangen die Flügel der immer verriegelten Pforte auf, und eine ganz andere, bunte und wilde Gesellschaft tanzte herein. Halbnaakte schöne Frauen mit geschminkten Gesichtern, bald in Holokotracht, bald als verführerische Nymphen und Dryaden gekleidet, mit gepuderten Haaren; Bacchanten mit Thyrsosstäben und Weinlaub in den fristerten Perücken und lächelnde Kavaliere mit Atlasröcken und Galanteriedegen wagemutig an der Hüfte. Alle waren reich an Gold, Spitzen, Geschmeide, alle äppig anzuschauen und mit frivolen Zügen. Merkwürdigerweise nahm der Spuk nicht die leiseste Rücksicht auf die schon anwesende hochgelehrte und hochachtbare Gesellschaft, vielmehr mußte ich mit Bedauern sehen, daß er sich sehr schnell mit ihr vermischte. Von einem Mann, wie der römische Ritter und jüdische Geschichtsschreiber Josephus, wunderte mich das nicht, er mochte daselbe schon bei der Königin Berenike gelernt haben, aber mancher Klassiker und Scholast, bei dem ich auf Integrität der Sitten geschworen hätte, verhielt sich den Koterorien der Phrynen gegenüber durchaus nicht spröde.

Mit einemmal kam eine gewisse Ordnung in den Hergensabath, man rangierte sich rechts und links, und von Pagen geleitet trat leicht, in halb durchsichtige griechische Gewände gehüllt, eine stolze Frau ein, bleich wie Marmor am ganzen Leibe; ihr blaueschwarzes Haar hing lang über ihren Rücken, ihr Auge war brennend wie die Hölle, die feinen lästernen Nasenflügel zitterten leise, der Mund war rot wie Blut und nur halb über den kleinen, scharfen Zähnen geschlossen. Das ganze Kollegium neigte sich vor ihr, wie einst die Stoa sich vor Aspasia von Milet verneigt hatte, sie aber nahm kaum Notiz von dem luftigen Hofstaat. Da stand sie vor mir und lächelte. Wenn die Hölle über den Sturz der Unschuld, wenn Frau Venus in Hörjelberg über den Tannhäuser lächelt, dann mag dem

so das Blut gerinnen wie mir, da die Unholdin mich anschaute. „Ei, ei, warum so spröde?“ fragte sie mich, „warum so kühl?“ Und ihre Stimme klang so hell und eifrig, als tönte kaltes Metall aneinander; ich freute mich außerordentlich, wieder einmal warmblütige Wangen zu sehen, was mir nicht geschehen ist, seit der Page, der arme Junge, hier schlief, um meinen Hofstaat zu belauschen. Aber sein Herzblut war sehr schön heiß und hat mir gut gethan. Doch das ist bald achtzig Jahre her.

Es ist wirklich freundlich von Ihnen, daß Sie gekommen sind, mir ein paar Tropfen Ihres kostbaren Lebenssaftes abzutreten. Bitte, halten Sie still, es thut nicht weh, ich küsse Sie nur, und dann — die roten Lippen kamen näher und näher, ich wußte, wenn sie die meinen berührten, tränken sie mein Herzblut, und ich mußte vergehen in süßer Qual. Heißer wehte der Atem des verlangenden Mundes, ich fühlte meine Glieder umstrickt, meine Jugend, meine alte Mutter, alles tauchte vor mir auf. Da sah ich in der Ferne ein blondes, reines Mädchenantlitz, hörte eine sanfte Stimme — Erlösung, Erlösung!

Ich wußte nicht, ob ich's gerufen hatte oder nicht. Ich lag mit dem Kopf auf dem alten griechischen Thejsauris, mein Hals war verrenkt, meine Glieder zerschlagen. Vor mir im blaffen Dämmerlichte unterschied ich ein feines Gesichtchen unter einem großen grauen Tuche. „Aber Julius,“ hörte ich, „du hast dich einschließen lassen!“

„Nun ja,“ fiel Frau Fanny eifrig ein. „Da er bis zehn Uhr nicht nach Hause kam, wußten Tante und ich uns nicht zu lassen vor Angst. Bei den Herren Kollegen anfragen zu lassen, wagten wir nicht, da wir nicht wußten, ob's ihm recht sei. Dreimal hatten wir das Essen auf- und wieder abtragen lassen. Endlich, nachdem wir die ganze Nacht verwacht und auf jeden Schritt gehorcht hatten, machte ich mich im ersten Morgengrauen auf. Der Kastellan war sehr ärgerlich, reichte mir nur schlaftrunkene Schlüssel, mit hinaufgehen wollte er nicht, denn er fürchtete sich — es sei oben nicht richtig.“

„Wie taumelnd,“ hob der Erzähler wieder an, „ging ich nach Hause; ich mußte, um mich zu stützen, den Arm um Fannys Schulter legen, wie warm und lieblich und lebensfrisch war sie doch! Ich wußte mit einemmale bestimmt, wenn sie mich erwarde, würde ich nie mehr das Nachhausekommen vergessen! Der Morgentau kühlte meine Stirn, meine Lippen waren noch wie versengt von glühendem Atem! Nun wohl, wir wollen's gesehen, die Sonne Homers sah dann an der Schwelle unseres Hauses einen ganz unlässlichen Viebsfuß, denn du weißt doch, daß die gebildeten Hellenen den Fuß nicht als Lieblosung betrachteten.“

„Und am Nachmittage,“ jagte die kleine Frau etwas rot, „brachte er mir ein großes Bouquet frischer Rosen und sagte, die Beilchenzeit sei für mich vorbei, ich solle —“

„Meine Rose sein für alle Zeit!“ rief Julius warm und küßte sie auf den Mund.

„Und seitdem haben Sie ihn nie mehr aus dunklen Träumen erlösen müssen, Frau Doktor? Er hat nie wieder die dritte Stunde überhört?“ fragte der Gast.

Fanny schüttelte lächelnd den Kopf.

„Wohl,“ hub jener wieder an, „die Geschichte klingt zwar etwas mirakulös, erlaubt jedoch, daß ich mich als einfacher Wundererklärer aufwerfe. Es ist der ganze Geistesputz, Freund Julius, mit deiner Erlaubnis auf die Traumphantasie deines etwas überstudierten Hirnes zurückzuführen, die du durch die Quetschung der Halsarterie an dem kantigen alten Knaben von Wörterbuch auffallend begünstigt hast. Noch weniger wunderbar ist es, daß du endlich nach der lieblichen Centifolie griffest, die an deiner Seite alle ihre hundert Tugenden wie hundert Rosenblätter entfaltet hat. Ein Wunder aber hat deine kleine Frau vollbracht, daß sie dich aus dem, der du warst, zu dem, der du bist, geschaffen hat, und auf diese gütige Wunderthäterin wollen wir, ehe ich scheide, noch einmal anstoßen. Nun wohl, Frau Fanny, auf sonnige Tage und selbst in der Nacht helle Sterne statt dunkler Träume — somit lebt wohl!“

Das glückliche Paar sah ihm lange nach. „Er geht so allein durch die Nacht!“ sagte Fanny.

„Und wir sind selbster!“ flüsterte er, und sie barg ihr blondes Haupt an seiner Schulter.

## Gesellige Talente.

Blauderei.

Nachdruck verboten.

Talente sind Gottesgaben, welche nur dem Erwählten gegeben werden. Talente werden bewundert, auch beneidet; es öffnen sich ihnen bereitwillig die Thüren und Herzen, und das Talent hat oft größeren Erfolg als das Genie. Man kann indessen nach der einen oder der andern Richtung hin ganz bedeutendes Talent besitzen, und doch in Gesellschaft für unbeliebt, ja für nüchtern und langweilig gelten. Das flüchtige Gesellschaftsleben erfordert eben eine ganz besondere Begabung. Hier sind es nicht hervorragendes Wissen oder Gelehrsamkeit, die immer den Erfolg haben, es ist vielmehr nur ein gewisses Verständnis, oft eine lebenswürdige, dem perlenden Schaum im Champagnerglase gleichende Oberflächlichkeit, welche sich in der Gesellschaft gewöhnlich mehr Sympathien gewinnt als die ehelichste Offenheit und Geradheit, das gründlichste Wissen, besonders wenn es im Varrat und in der Toga einherstreitet. Man will in der Gesellschaft nur gut unterhalten sein, sei's auch auf Kosten der Wahrheit. Wir wollen indes die Menschen, welche sich diesem Genuße hingeben, durchaus nicht der Blige zeihen, wir wissen alle ganz gut, daß im gesellschaftlichen Leben viel falsche und wertlose Münze kursiert, und weil wir dies wissen, sind wir von vornherein gegen Irrtum und Opfer geschützt.

Wertlose Münzen, als solche stellen sich häufig die geselligen Talente dar, und dennoch möchten wir sie nicht missen: sie bringen Leben und Bewegung in die stode Unterhaltung und umranken mit ihren leichten Zweigen und schimmern den Blüten eine gesellschaftliche Stagnation, wo der Quell der Rede versiegt und der eine oder der andere ein verhaltenes Gähnen zu bekämpfen sucht. In solchem Augenblick, wo, wie man sagt, „ein Engel durchs Zimmer fliegt“, kann ein passendes, heiteres Wort den Bann lösen und dem Vergnügen eine neue Quelle öffnen. Findet sich dieses Wort, das den Berg „Gesam“ öffnet, nicht, dann wird sich die Unterhaltung mühsam hinschleppen und ein Gefühl unendlicher Leere und Langweiligkeit immer mehr bemerkbar machen.

Ein angenehmer Blaudenton, der alles nur im Fluge streift, nichts chemisch analysiert oder jedes Ereignis mit mathematischer Genauigkeit zergliedert und erschöpft, ist ein ganz besonderes, dennoch das ursprünglichste gesellige Talent, das eben nicht jeder besitzt. Grazie und Anmut sind seine charakteristischen Eigenschaften, und da die Frauen die Repräsentantinnen dieser Vorzüge sind, ist es natürlich, daß man bei ihnen auch den leichten, gefälligen Blaudenton in der Gesellschaft häufiger findet als beim Manne. Die Männer aber wissen den herzigen Blaudenton zu schätzen, wenn auch nicht alle, denn wenn Coriolan sein Weib Virgille, die schüchterne Taube, „mein holdes Stillschweigen“ nennt, so sagt Maitreja in Basentajena zu der Erkorenen seines Herzens, der lieblichen, gern plaudernden Mandancha: „Sei Sprachrohr meines Hauses.“ Die anmutig plaudernden Frauen nippen, wie der Schmetterling, an jeder Blüte, umgankeln sie im graziösen Spiel, aber zerpflücken sie nicht. Freilich, wo diese Anmut fehlt, da begegnen wir oft genug dem geistesarmen Geschwätz, das über die Fehler seiner Mitmenschen und natürlich auch der Untergebenen nicht hinauskommt. Das begnügt sich mit dem Bekritteln einer Robe und selbstverständlich der lieben Mitschwester, welche sie trägt, mit einem Wort, man überläßt sich dem „Klatsch“. Der Engel des geselligen Blaudentones sieht verhällten Hauptes, denn er hat mit Neid, Scheelsucht und Verleumdung nichts gemein.

Auf einer höheren Stufe der geselligen Talente steht schon die Kunst des Vortrages, sei es nun Deklamation, Musik oder Gesang. Alles dies setzt schon ein gewisses Studium voraus, und wer sich hier hören lassen und eine Gesellschaft angenehm unterhalten will, muß die Masse auch wirklich etwas überlegen. Wenn wir ja auch an gesellschaftliche Vorträge nicht den kritischen Maßstab anlegen, wie wir dies bei der Beurteilung von wirklichen Kunstleistungen thun, so darf ein solcher Vortrag doch nicht trivial und alltäglich sein. Vor allen Dingen sei dabei die Empfindung wahr. Musik und Sprache und selbstverständlich auch Gesang und Sprache sind aufs innigste miteinander verbunden, sie teilen der Außenwelt unser innerstes Gefühl mit. Der rhythmische Klang eines gut vorgetragenen Gedichtes erscheint uns wie Musik, die tief empfundenen Töne des Gesanges und der Musik umrauschen uns wie die melodischen Stimmen des Waldes, das Flüstern und Rauschen der Wellen, während uns ein seelenloses Klappern oder ein geistloser Gesang an das gleichmäßige Klappern einer Mühle gemahnt. Der Vortragende enthüllt für den verständnisvollen Hörer immer einen Teil seiner Seele; die Saiten, die er anschlägt, werden auch bei dem Zuhörer in Schwingung versetzt, er wird mit ihm jubeln und lachen, mit ihm weinen und träumen. Wer daher über das Talent des Vortragenden verfügt, sei es nun im Gesang über eine geschulte, sympathische Stimme, sei es über die Kunstfertigkeit auf einem Instrument oder in der Deklamation, der sollte sein Licht auch in geselliger Vereinigung leuchten lassen. Ein jeder muß eben nach Kräften zum allgemeinen Vergnügen beitragen und nicht denken, er sei nur gekommen, um sich unterhalten zu lassen. Die Stimmung und die fröhliche Laune, das Bestreben, selbst das Beste herzugeben, muß jeder mitbringen, wenn sich eine Gesellschaft anmutig gestalten soll. Man darf von seinen Gastgebern wirklich nicht alles verlangen.

Oft genug kommt es freilich vor, daß sich die Mittelmäßigkeit, wohl gar die Armseligkeit breit zu machen sucht; es giebt Menschen, die ganz durchdrungen sind von dem Gefühl, daß sie die anderen vortrefflich unterhalten und daß man sie bewundern werde. „Mit wenig Witz und viel Behagen“ stehen sie vor uns und haben genau so viel Verständnis für die Kunst wie die alten Hebräer, welche den Symagogengefang eines Sängers erst dann schön, künstlich und anmutig fanden, wenn er beim Gesange den Taumen in den Mund steckte und den Zeigefinger an die Nase hielt. Solche wenig ästhetische, völlig unverständene Vorträge sind eine häßliche Form ohne Inhalt, von denen Sallets Worte gelten können:

„Was ist die Lampe sonder Oelesfüllung?

Wie soll sie leuchten bei dem Hochzeitsfeste?

Was ist die Form, die Schale, die Umhüllung,

Wenn ihr das Wejen fehlt, der Geist, das Beste?“

Selten aber hat jemand den Mut, einem solchen Vortragenden die Wahrheit zu sagen; die gesellschaftliche Blige tritt hier so recht in die Erscheinung, und am Ende erntet der Quälgeist für sein geistloses Geplär noch Lobsprüche, die allerdings mit Aufrichtigkeit und Wahrheit nicht verwandt sind; nur hinter dem Rücken zuckt man bedauernd die Achseln und lächelt spöttisch und überlegen.

Es giebt aber auf der andern Seite viele seltene, bescheidene Menschen, die im Besitz der anmutigsten Talente sind und eine ganz respektable Kunstfertigkeit besitzen, es aber doch nicht über sich gewinnen können, etwas öffentlich vorzutragen. Werden sie dazu aufgefordert, so sind sie schüchtern und lüchlich, blicken blöde zur Seite oder in den Schoß, sodas sie sich vor lauter Verlegenheit von vornherein ein Fiasco bereiten. Frendliche, ermunternde Worte wären hier wohl am Plage, doch soll man sich auch hüten, solche seltene Menschentünder durch heftiges Drängen noch ängstlicher zu machen. Solche Leute sind gar sensitiv und müssen zart und behutsam angegriffen werden.

Noch andere giebt es, die sich von der Sucht, in Gesellschaften zu glänzen, hinreißen lassen und gar leicht die „lebenswürdigen Schwerenöter“, wenn nicht gar die „Clowns“ der Gesellschaft werden. Sie haben immer Wize, Spiele, Belustigungen und allerlei Arrangements in Vorrat. Daß dabei auch oft veraltete oder barocke Einfälle mit unterlaufen, kümmert sie nicht viel, wenn sie sich nur als den Mittelpunkt eines Kreises fühlen. Sind wir auch von ihrer „Kunst“ nicht sehr erbaut, so wollen wir doch auch sie gelten lassen, wenn sie in diesem Jagen und Haschen nach wohlfeiler Anerkennung das Edlere und Bessere nicht vergessen, wenn ihnen die zweifelhaften Erfolge nicht zum Bedürfnis werden und sie ihre Pflicht und ihren Beruf darüber nicht hintenansetzen.

Die Unterhaltung in der Gesellschaft soll den Geist erheben, nicht ihn zur Alltäglichkeit, wohl gar in den Schmutz der Verbordbenheit hinabziehen. Die Aufgabe der Mutter und Erzieherin wird es daher sein, die edlen geselligen Talente bei ihren Zöglingen und Kindern zu entwickeln, sie zu pflegen und in die rechten Bahnen zu leiten, damit ihre Lieblinge in bescheidener, doch freier und freundlicher Offenbarung derselben beitragen zur heiteren, fröhlichen Geselligkeit. Der bescheidene

Stolz, die kleine Freude an ihren Erfolgen, ist ihnen durchaus nicht übel zu deuten. Streben wir nicht in allen Dingen, im Ernst und Scherz des Lebens, nach Anerkennung und Belohnung, auch wenn es nur ideale, durchaus keine materiellen Erfolge sind, die wir beanspruchen?

Zum Schluß sei noch eines bescheidenen Talentes gedacht, das sicher von den wenigsten beachtet, wohl auch gar nicht für ein Talent von ihnen anerkannt wird, es ist das Talent des — Zuhörens. Wir finden häufig, daß geistig rege, viel-sprechende Menschen einen andern sehr interessant und unter-haltend finden, und zwar nur aus dem Grunde, weil er ge-schickt und teilnahmvoll ihrem Redestrom folgte. Man glaube gar nicht, daß man, um ein guter Zuhörer zu sein, unwissend, gleichgültig oder beschränkt in seinen geistigen Anlagen sein müsse; es giebt im Gegenteil ein so feines, geistvolles Still-schweigen, ein so bezeichnendes, charakteristisches Lächeln der Zustimmung oder Verneinung, daß es jedem auch ohne Worte verständlich ist. Das Talent des Zuhörens wird allerdings nur selten anerkannt, aber es läßt sich nicht bestreiten, daß es von allen Talenten wohl das lebenswürdigste ist.

Margarete Wärbler.

### Jahreszeiten.\*

Wie schön war einst der Frühling mit seinem Maiengrün, Der Sommer, da die Auen im vollen Schmucke blüht'n, Der Herbst mit seinen Jagden und seinem jungen Wein, Der Winter auf dem Eise bei mächtigem Fackelschein!

Noch walten Winter, Sommer im Dienste der Natur, Doch dieser bringt nur Glutten und jener Fröste nur; Auch Herbst und Frühling kreisen noch in gewohnter Rund', Doch stehen sie im Rufe als rauh und ungesund.

Mein Spiegel ist's, der Lösung des großen Rätsels bringt. Er sagt: die Wettersäule wie vordem steigt und sinkt; Dort oben bei den Wolken geht's unverändert zu, Verändert ist nur einer, und der, mein Freund — bist du!

S. Friz.

\* Aus der Sammlung „Gedichte“ von S. Friz (Leipzig, Verlag von Karl Reifner).

### Frauenwerb auf dem Lande.

Nachdruck verboten.

Bei dem fortwährenden, aufreißenden Kampfe uns Da-sein, dem heute ein jeder ausgesetzt ist, mit Ausnahme der sehr geringen Zahl derjenigen, die wie die Lilien auf dem Felde ohne Sorge um das Morgen dahinzuleben vermögen, glauben wir, wenn auch nur einem Teile unserer Leserinnen, einen Gefallen zu erweisen, wenn wir sie auf solche Erwerbzweige aufmerksam machen, die noch nicht überfüllt sind. Und da möchten wir vor allem auf den landwirtschaftlichen Beruf hinweisen, der immer noch sehr ergiebig, nicht genügend ausgebeutet und sicher noch nicht überfüllt erscheint. Gewiß betreiben unsere Frauen auf dem Lande eifrig die Haus- und Landwirtschaft, und dennoch nicht so ausreichend und ergiebig wie in manchen anderen Ländern. Beispielsweise könnten die drei Erwerbzweige: Gärtnerei, Bienenzucht und Federvieh-zucht, besonders die künstliche, noch bei weitem rationeller gestaltet werden.

Die jungen Mädchen vom Lande kommen scharenweise nach den Städten, um hier das schon längst überfüllte Lehre-rinnenfach zu ergreifen oder irgend eine Kunst zu studieren, Musik, Malerei, Gesang, zu der ihnen oft jegliches Talent fehlt, während sie zu Haus das Gärtnereifach in leichter, bequemer und angenehmer Weise erlernen könnten. Wie wenige Damen giebt es wohl auf dem Lande, die selbständig den Obst- und Gemüsebau zu betreiben imstande sind! Wie wenige, die z. B. allein ein Spargelbeet anzulegen, einen Obstbaum zu pflanzen und zu pflöpfen wüßten! Daß gerade in der Nähe der Städte der Verkauf von Gemüse und Obst sehr einträglich ist, braucht nicht erst gesagt zu werden. Das Gärtnereifach ist sicherlich einer der interessantesten und gesündesten Berufe und dabei so unschwer zu erlernen, wie die Prospekte der „Gartenschule für Frauen“ in Charlottenburg, Salzufer 8, der großherzoglichen Obstbauerschule in Karlsruhe und des „Obst- und Gartenbauvereins für Frauen und Mädchen“ in Gernsbach erkennen lassen.

Die Bienenzucht und künstliche Federvieh-zucht werden eigentlich herzlich wenig in Deutschland betrieben, von Frauen fast gar nicht, während doch gerade Honig, Wachs, Eier und Federvieh eine außerordentlich ergiebige Einnahme bieten können. Es erregt oft unser Bedauern, wenn wir auf großen Gütern die herrlichsten Wiesen und Auefelder sehen, uns an dem süßen Duft der Linden und Akazien laben, die so herrlichen Honig-lieferer könnten, wenn Bienensücke in genügender Zahl ange-legt würden. Findet doch der Honig in all den Ländern, die die Bienenzucht betreiben, wie die Schweiz, Spanien, Frank-reich, Rußland und einige Gebiete in Norddeutschland reich-lichste Verwendung. Bedauerlich ist es, daß der Wert, dies herrliche, weinartige Getränk, das aus Honig, Gewürz und Wasser durch Gärung bereitet wird, mit Ausnahme von Ruß-land, Dänemark und Skandinavien, fast ganz verschwunden ist, während er früher in ganz Europa getrunken wurde. Alter Mett gleicht an Wohlgeschmack und Heilkraft den edelsten und ältesten Weinen. Eine Anekdote erzählt, wie einst ein berück-tigter englischer und ein polnischer Trinker eine Wette ein-gingen, wer den andern wohl durch die schwersten Weine seines Kellers besiegen würde. Sie hatten schon lange gezechet, doch hielten sich beide noch tapfer. Da brachte der Pole eine Flasche hundertjährigen Metts. Dem Engländer schmeckte das unbekannte, anscheinend unschuldige Getränk vorzüglich, doch kaum hatte er einige Glas davon getrunken, so war er der Besiegte. Nicht nur zum Essen auf Brot und zur Bereitung von Mett läßt sich der Honig verwerten, er wird auch viel-fach zum Einmachen von Früchten, zu Pfefferkuchen, Essig, ja sogar zu einer besonderen Art von Malerei, der sogenann-ten Honigmalerei, anstelle von Lack oder Gummi arabikum verwendet. Auch das Honigwachs ist ein gesuchter Artikel.

Was die Federvieh-zucht anbelangt, so beweisen die hohen Preise in den meisten deutschen Städten, daß sie nicht genügend

betrieben wird. Der große Import an Gänsen und Giern aus Rußland beweist auch, daß die hiesige Landwirtschaft den Bedarf des Landes nicht deckt. Aus Rußland kommen so-genannte Gänsetreiber mit großen Scharen von Gänsen, die nach Laufenden zählen, herüber nach Preußen, und ganze Wagenladungen mit Giern werden von dort importiert. Auch bei uns mühten die Brutösen, die „Zufubatoren“, wie sie z. B. in Frankreich allenthalben existieren, zur Erweiterung der Federvieh-zucht eingeführt werden. Interessant ist es zu beob-achten, wie die Notwendigkeit den Menschen oft erfinderisch macht. Da die sogenannten Gänsetreiber in ganzen Provinzen Rußlands die Gänse zum Export nach Preußen aufkaufen, so hat sich bei den großen Märkten, welche die Gänse auf steinigten Feldwegen und harten Chausseen zurücklegen müssen, die Not-wendigkeit herausgestellt, die leicht windverwendenden Schwim-mfüße der Gänse zu schützen. Um das Durchlaufen zu verhüten, werden sie daher zuerst durch eine Leerlache und dann durch einen Sandhaufen getrieben, wodurch sich eine förmliche harte Sohle an den Füßen der Tiere bildet.

Die Produktion von Lebensmitteln ist heutzutage ein viel-leicht noch einträglicherer Erwerbzweig als mancher wissen-schaftliche oder künstlerische Beruf, der doch eine ganz besondere geistige Veranlagung und überdies eine immerhin lange und kostspielige Lehrzeit erfordert. Frauen aller Stände drängen nach den großen Städten, um sich dort eine dürftige Existenz oft mit großer Mühe zu erringen, während sie vielfach an dem „Guten, das so nahe liegt“, an dem weit einträglicheren Arbeitsfelde, das ihnen das Land bietet, achtlos vorübergehen. Die Natur ist die große Vorratskammer, die noch lange nicht ausgenützt wird. Jeder Boden, wenn er noch so leicht ist, jede Pflanze, auch die unscheinbarste, können in den Dienst des praktisch denkenden Menschen treten. K. v. Mittelstadt.

### Gesellschafts- oder Theater-toilette.

(Hierzu die Abb. auf dem Titelblatt, S. 405.)

Altrosa brochierter Seidenstoff — eine für die Saison zu Gesell-schaftszwecken besonders bevorzugte Farbe — ist zu dem eleganten, vornehm wirkenden Kostüm verwendet, das durch Hinzunahme von schwarzer Spitze ein noch eigenartigeres Gepräge erhält. Der Rock ist schlicht, hinten den Boden leicht streifend gearbeitet und nur innen mit einigen Tassetvolants garniert, die dem Rockrand einen größeren Halt verleihen; der Rock wird oben durch die kurze, fest anliegende Taille begrenzt, welche hinten geschlossen und in ersichtlicher Weise mit Spitze garniert ist, die vorn leicht durch einen Sammetknoten zusammenge-halten und am oberen Rande durch einen gleichen Paspel begrenzt wird; Sammetröllchen zieren auch den schrägen Stoffgürtel, sowie die in großer Keulenform geschnittenen Ärmel, die mit Spitze begrenzt sind und oben das charakteristische Merkmal der Mode, Epaulettes aus Spitze, zeigen.

### Neue Bücher.

„Abenteuer und Schwänke.“ Alten Meistern nachgezählt von Rudolf Baumbach. 13. Tausend. Leipzig, M. G. Liebeskind. — Ein amüsantes Büchlein, das elegant ausgestattet und mit hübschen Kopfleisten von P. Mohr geschmückt ist. Durch die leicht fließenden Verse zieht sich ein urwüchziger, gesunder Humor, der es erklärlich macht, daß die lustigen Schwänke schon die dreizehnte Auflage erlebt haben.

Von der Jubiläumsausgabe von „Brockhaus' Konversations-lexikon“ liegt bereits der 7. Band vor, welcher Frankreich und den damit in Verbindung stehenden Artikeln nicht weniger als nahezu 300, durch 11 Tafeln und Karten illustrierte Spalten widmet, in denen das Gesamtwissen der Gegenwart über Frankreich konzentriert enthalten ist. Das Militärische tritt in diesem Bande, der u. a. die Artikel „Ge-schosse“ und „Geschütze“ enthält, besonders stark hervor. Auch dieser Band von Brockhaus' Konversationslexikon ist ein Muster gedrängter, sorgfältiger Zusammenstellung des Wissens der Gegenwart in unüber-troffen kunstvoller Ausstattung.

Von „Meyers' großem Konversationslexikon“ ist der zweite Band der neuen Ausgabe soeben erschienen. In scharf um-grenzter gemeinverständlicher Sprache sind die einzelnen Artikel auf wissenschaftlicher Grundlage geschrieben, und sie halten sichere Füh-lung mit den gegenwärtigen Strömungen auf allen Wissensgebieten. Die Tafeln „Ausstellungsbauten“, „Bahnhöfe“, „Bäder“, „Berg-bahnen“ stellen die wesentlichen Fortschritte des öffentlichen Bauwesens und des Verkehrs dar. Die kartographischen Beigaben an Landarten, Stadtplänen u. sind vortreffliche Leistungen der gegenwärtig so weit entwickelten Kartographie. Auch dieser Band trägt reichlich das Seine zu dem weiteren Aufbau des schönen Universalwerkes bei.

„Kleine Poetik.“ Von Professor Dr. K. Beyer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. — Unter den vielen Werken, die sich mit der Prosodie und Metrik unserer Sprache beschäftigen, nimmt die „Deutsche Poetik“ von Dr. K. Beyer längst die erste Stelle ein; ihr Umfang er-schwert indes ihre Verbreitung und beschränkte sie auf enge Fachkreise. Dem häufig laut gewordenen Wunsche nach einem „kurzen Abriss der Poetik“ ist der Verfasser nunmehr in dem vorliegenden Büchlein nach-gekommen, das sich hauptsächlich an Schüler und Laien wendet und in kurzer, prägnanter Form das Wichtigste der deutschen Verslehre enthält.

„Frauenarbeit in Deutschland.“ Von Lina Morgen- stern. Berlin, Verlag der deutschen Hausfrauenzeitung. — Die Aufgabe, einen Ueberblick über die gesamte Frauenarbeit in Deutsch-land zu geben, hat die Verfasserin in anerkannter Weise ge-löst. Das zwei Bände umfassende Werk enthält alle statistischen und wissenschaftlichen Angaben über die Frauenarbeit in der Industrie, im Handel, im Gewerbe und Landwirtschaft, über systematische Haus-haltungszweige und Kochschulen, Volkstischen, Dienstboten-schulen, Mädchen-heime, über Wohlfahrts-einrichtungen für Fabrikarbeiterinnen, sowie die Statistik aller deutschen Frauenvereine mit Angabe der Vorstehe-rinnen u. Allen, die über die bisherige Frauenthätigkeit in Deutsch-land Aufschluß suchen, wird das Werk gewiß in hohem Grade will-kommen sein.

„Praktischer Ratgeber für Erwerb suchende Frauen und Mädchen aus besseren Ständen“ von Emmy Gordon. Leipzig, Peter Hobbings. — Das Buch wird den auf Selbsterwerb angewiesenen Frauen und Mädchen Aufschluß über die verschiedenen Frauenberufe, sowie manchen Hinweis auf Beschäftigungen geben, die zum Erwerb noch wenig ausgenützt werden und doch zur Begründung einer Existenz dienen können. Im Anhang sind Adressen von Aus-bildungsanstalten und Vermittlungsbureaus zu finden.

### Allerlei fürs Haus.

**Billige Apfel- und Beerenweine** sind vom volkswirtschaft-lichen Standpunkte aus betrachtet eine Wohlthat. Leider haben einer größeren Verbreitung, wenigstens bislang, die Weine selbst hindernd im Wege gestanden, da sie sehr häufig einen so schlechten, widerwärtigen Geschmack besitzen, daß, wer sie einmal trinkt und gerade so trinkt, nicht zum zweitenmale danach begehrt. Bisher wurde der schlechte Geschmack immer der fehlerhaften Behandlung in die Schuhe geschoben. Wie es jetzt scheint, nicht immer mit Recht, da die neueren Forschungen, besonders die des dänischen Professors Hansen, gezeigt haben, daß die Hefepilze, welche bekanntlich bei der Gärung eine große Rolle spielen, sehr großen Einfluß auf den Geschmack haben können. Es giebt nach Hansen edle Hefepilze und sogenannte wilde Heferaffen, und gerade letztere, wenn sie in übergroßer Zahl vorhanden sind, sind es, welche beim Wein und auch beim Bier einen schlechten Geschmack hervorbringen. Da nun bei der Apfel- und Beerenweinbereitung die wilden Rassen besonders häufig vorkommen, so ist für den schlechten Geschmack, in vielen Fällen wenigstens, ein stichhaltiger Grund ge-funden. Die üble Wirkung der wilden Heferaffen sucht man jetzt da-durch zu paralisieren, daß man dem gewonnenen Moste von Kesseln und Johannisbeeren, auch von Rhabarberstielen und Obereisen gleich edle Hefe in ziemlicher Menge, auf 100 Liter Most 2 Weingläser voll, zusetzt. Versuche sind recht befriedigend ausgefallen. Der Most ver-siel bald in eine rege Gärung, und der Wein selbst hatte einen feinen, rheinweinähnlichen Geschmack. Zum Bezuge der Hefe aus den Wein-gegenden sind die Monate Januar, Februar und März die besten, da der Wein dann dort umgefüllt wird. Die Hefe läßt sich jahrelang aufbewahren, doch ist es notwendig, sie gleich nach Ankunft in eine Flasche oder ein Faß zu füllen, Apfel- oder Beerenwein darüber zu gießen — so viel, daß das Gefäß gefüllt ist — den Zapfen aufzu-sehen und hin und wieder etwas Zucker gewissermaßen zur Nahrung zu geben. Dextere Verführung mit der Luft schadet der Hefe und läßt sie absterben, man muß sie daher nach Möglichkeit davor schützen, wenn man sie dauernd intakt halten will. Bewahren sich alle die Hoff-nungen, welche man auf den Zusatz der edlen Hefepilze bei der Beeren-weinbereitung gesetzt hat, so ist dieser mit einem Schläge aus der jetzigen Kalamität herausgeholfen. B.

**Ritzen von Glas und Porzellan.** Zum Ritzen von Glas und Porzellan sind eine Reihe anerkannt guter Mittel im Handel; dennoch kommt es nicht selten vor, daß man mit ihnen keine be-friedigenden Resultate erzielt. Die Schuld wird dann immer dem Ritz-beigemessen, während sie in Wahrheit Nachlässigkeiten und Mißgriffen des damit Arbeitenden zugeschrieben werden muß. Es dürfte deshalb die Mitteilung einiger allgemeiner Gesichtspunkte von Nutzen sein, welche beim Ritzen von Glas und Porzellan zu beobachten sind. Das Haupterfordernis sind reine Bruchflächen, da sonst der Ritz entweder gar nicht haftet oder doch zum mindesten sich unangenehm bemerkbar macht. Ganz abgesehen von den Verunreinigungen mit Staub, Speise-überresten und dergleichen, sind schon die geringen Mengen von Schweiß und Fett, welche durch Berühren der Bruchflächen mit den Händen auf dieselben gelangen, genügend, die Arbeit zu einer verfehlten oder schlechten zu machen. Man entfernt die Unreinigkeiten durch Waschen des zu ritzenen Stückes mit lauwarmem Sodawasser, dem ein Nach-spülen mit reinem Wasser zu folgen hat. Das Trocknen muß an einem staubfreien Orte und unter Vermeidung jeder Berührung der Bruchflächen geschehen. Dann trägt man den Ritz in ganz dünner Schicht auf. Viel hilft hier nicht viel, im Gegenteil sind die mit zu großen Mengen Ritz reparierten Gegenstände von geringerer Dauerhaftigkeit, als die mit kleinen Quantitäten gekitteten, weil die Bruchstellen im ersteren Falle zu weit auseinander getrieben werden. Nach dem Auf-tragen des Rittes schnürt man die zu verbindenden Stücke fest zusam-men, entfernt den hinausgepreßten Ritz sofort und läßt die Gegen-stände möglichst lange Zeit an einem lauen, nie aber warmen Orte trocknen. Bei farbigen Gegenständen wird man den Ritz, um die Bruchstelle besser zu verdecken, wo es sein kann, vorteilhaft mit einer entsprechenden Farbe mischen. S.

### Kryptographisches Rätsel.

sten	me	den	das	sen	ge	die	sen
faß	blickt	in	uns	bei	läßt	hof	gel
die	er	stür	das	zwei	sind	trof	es
man	schick	ze	nen	und	ist	spie	uns
ist	gar	gern	te	gan	blick	auf	ein
wenn	him	ge	oft	son	gar	ein	zwei
selbst	im	tau	wohl	blüm	ten	tröpf	kannt
vom	schickt	mel	wei	lein	be	lein	land

Die einzelnen Silben, richtig geordnet, bilden, hintereinander ge-lesen, ein Rätselgedicht. Wie lautet dies und die Lösung des Rätsels?

### Englisches Rätsel.

What goes up and down hill yet never moves?

<b>Auflösung des Rätsels</b> Seite 387.	<b>Auflösung der Sech-Aufgabe</b> Nr. 327, Seite 387.
Die fünf Worte sind:	Weiß.
Ge — sicht.	1. o 2 — o 4.
Ein — sicht.	Schwarz.
Nach — sicht.	1. T o 6 — o 8 7.
Um — sicht.	Weiß.
An — sicht.	2. f 7 n o 8 wird Springer und setzt matt.
	A.
	Weiß.
	1. ....
	Schwarz.
<b>Auflösung der Unterhaltungs-</b> <b>Aufgabe Seite 387.</b>	1. T o 6 n o 4 oder — o 5.
	Weiß.
Zweimundzwanzig Damen waren verammelt.	2. S f 2 n e 4 oder T a 5 — a 6 matt.
	B.
	Weiß.
	1. ....
	Schwarz.
<b>Auflösung des französischen</b> <b>Silbenrätsels Seite 387.</b>	1. Ein Bauer zieht oder schlägt.
	Weiß.
	2. D oder T a 5 — d 5 matt.
	Mariage.

## Ein Künstlerpaar.

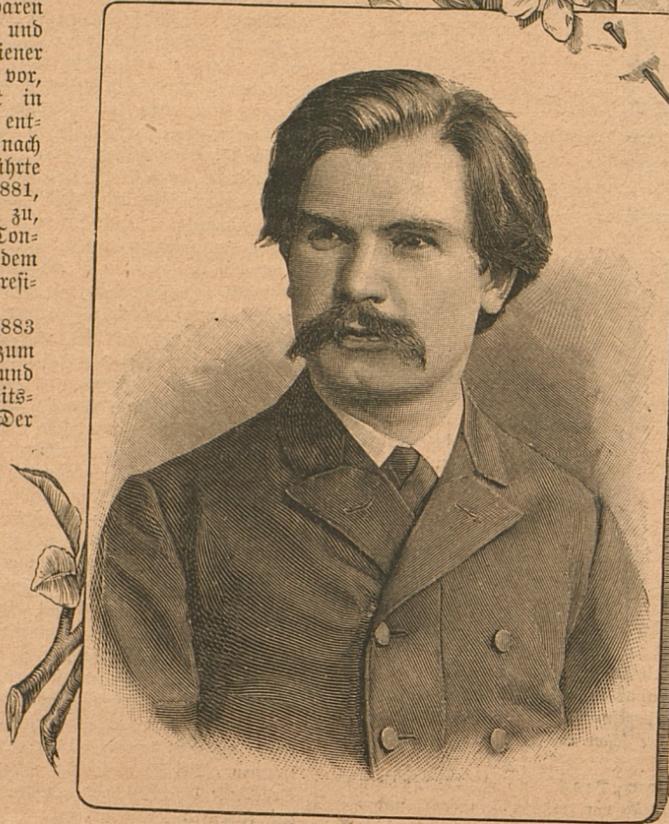
Nachdruck verboten.

Berühmte Ehepaare in der Künstlerwelt gehören heute nicht mehr zu den Seltenheiten. Immerhin muß dem Klaviervirtuoseneuerepaar Eugen d'Albert und seiner Gattin Teresa d'Albert-Carreño auch jetzt noch im Hinblick auf ihre außerordentliche Kunstfertigkeit auf ein und demselben Instrument eine exceptionelle Stellung zuerkannt werden; in ihnen vereinigen sich in der That zwei Pianisten ersten Ranges.

Wie Eugen d'Albert aller Hörer Herzen durch sein Spiel gewinnt, so erobert sie Frau d'Albert-Carreño schon durch ihr Erscheinen. Wen ihre lachend-leuchtenden dunklen Augen treffen, der ist in ihrem Bann, noch ehe ihr Spiel begonnen hat. Wer aber darüber in träumende Betrachtung versunken bleibt, den weckt die Künstlerin alsbald aus seinen Träumen — und wahrlich, sie greift recht wader in die Saiten! Was ihre Glutaugen vorher lebendig sprachen, das flimmert und sprüht nunmehr in Tönen aus dem Klavier hervor. Während Herr d'Albert im Grunde das sinnige lyrische Element vertritt, repräsentiert die Gattin das dramatische. Vernehmen wir im Gatten den geradezu klassischen Vertreter des Pianofortespiels, so bewundern wir in seiner Gemahlin die Virtuofin par excellence.

Eugen d'Albert wurde am 10. April 1864 in Glasgow, der ersten Handels- und Fabrikstadt Schottlands, als der Sohn eines französischen Musikers und einer deutschen Mutter geboren. Von seinem Vater in die Grundlagen der Tonkunst eingeführt, kam er als elfjähriger Knabe behufs weiterer musikalischer, besonders pianistischer Ausbildung zu Ernst Pauer nach London. Da er aber mehr Fleiß auf die Ausbildung seines Kompositionstalentes als auf sein virtuoseres Klavierpiel verwandte, entgegen der Meinung seines Lehrers, kam es wohl bisweilen zu kleinen Mißstimmungen zwischen beiden. Einer etwaigen unauflösbaren Dissonanz zwischen Lehrer und Schüler beugte indessen der Wiener Hofkapellmeister Hans Richter vor, welcher den jungen d'Albert in London hörte und sozusagen entdeckte. Bei seiner Rückkehr nach Wien nahm er ihn mit und führte ihn bald darauf, im Jahre 1881, dem Klavierpropheten Liszt zu, der, ein König Artus der Tonkunst, damals in Weimar, dem Dichter- und Musikerparadies, residierte.

Im Januar des Jahres 1883 ließ sich der junge Künstler zum erstenmale in Berlin hören, und zwar in einem Wohlthätigkeitskonzert des Viktoriatheaters. Der erste Erfolg war sehr zweifelhaft, desto durchschlagender aber der zweite, kurz darauf folgende in der Singakademie. Von da ab war d'Alberts Ruf als hervorragender Pianist begründet, und er bewährte ihn in der Folge in zahlreichen Konzerten auf seinen Kunstreisen im In- und Auslande, in der alten wie in der neuen Welt. Hatte er sich in der ersten Zeit seines Auftretens unverkennbar Rubinstein und dessen Manieren zum Muster erkoren und gefiel sich darin, ihn geradezu zu kopieren, so ent-



Eugen d'Albert.



Teresa d'Albert-Carreño.

Berlin und Hamburg aufgeführt), zwei Klavierkonzerten und einem Streichquartett (vom Joachim-Quartett aufgeführt) hervorgetreten. Für das zweite, jüngst vollendete Klavierkonzert ist ihm die denkbar günstigste Einführung durch seine Frau geworden, welche es allenthalben mit großer Bravour zur Geltung zu bringen weiß. Neuerdings hat d'Albert auch eine Oper „Der Rubin“ komponiert. Außer anderen Ehrenbezeichnungen, die dem Künstler erwiesen wurden, ist er auch durch die Ernennung zum großherzogl. sächsischen Hofpianisten ausgezeichnet worden.

Frau Teresa d'Albert-Carreño war, ehe sie Herrn d'Alberts Gattin ward, bereits eine Pianistin von Weltruf. In Venezuela am 22. Dezember 1853 geboren, erhielt sie die musikalische Erstbildung vom Vater. Ihre spätere Ausbildung fand sie bei Herrn von Gottschalk in New-York, sodann bei George Mathias in Paris. Von da kehrte sie nach Amerika zurück und feierte dort als Pianistin vielfache Triumphe. Auf die Dauer vermochten indes die pekuniären Erfolge ihrer amerikanischen Kunstreisen das echt künstlerische Streben Teresa Carreños nicht zu befriedigen; es fehlte ihr die letzte, höchste Weihe: die Anerkennung des urteilsfähigen deutschen Publikums. In den Jahren 1889 und 1890 trat sie zum erstenmale in Deutschland auf und errang auch hier großen Erfolg, welcher ihr bis heutigen Tages treu geblieben ist. In der trefflichen Künstlerin, die durch ihr Ehebandnis mit Herrn d'Albert dauernd an Deutschland gefesselt wurde, ist unseren berühmten Pianistinnen — wir nennen nur Clara Schumann, Sophie Menter, Mary Preis, Annette Essipoff — eine ebenbürtige Genossin erstanden, von der unsere kunstsinigste Gesellschaft gewiß noch manchen hohen Genuß erwarten darf.

August Ludwig.

### Aus dem Frauenleben.

Nachdruck verboten.

Nach der geographischen Verteilung der beiden Geschlechter hat heute Europa 170 818 561 Männer und 174 914 119 Frauen, das weibliche Geschlecht weist also ein Mehr von 4 095 558 auf. Bei 16 Völkern Europas überwiegt das weibliche Geschlecht; am stärksten ist es in Finnland, Portugal und Norwegen vertreten; am schwächsten ist das Uebergewicht in Belgien und in Frankreich, wo der Ueberfluß nur 7 Frauen auf 1000 Männer beträgt. In sechs Ländern Europas, in Italien, Rumänien, Bulgarien, Serbien, Griechenland und Bosnien, ist das männliche Geschlecht im Uebergewicht. Bosnien ist das an Frauen ärmste Land (895 Frauen auf 1000 Männer), während in Finnland (1130 Frauen auf 1000 Männer) die Ueberzahl der Frauen am stärksten ist.

h. Vom Berliner Letteverein sind vielfache Versuche, neue Erwerbsquellen für Frauen zu schaffen, erfolgreich angestellt worden. Als jüngste Errungenschaft ist die Einführung der Kunststickerei auf der Singer-Ringschiffen-Nähmaschine zu nennen. Diese aus Amerika herübergekommene Technik wird auf der Ringschiffen-Nähmaschine ohne Anwendung eines besonderen Apparats ausgeführt und umfaßt: Platt- und Hochstich (mit Unterlagen), einfarbig und schattiert. Kunstvolle Stickereien, welche Wochen des mühsamsten Fleißes erfordern, können mittelst dieser Technik in wenigen Tagen hergestellt werden. Abgesehen von kleineren Sachen, wie Decken, Kissen u. s. w. können wir Dekorationsstoffe, als Portieren, Möbelbezüge u. s. w. unter Damenhänden mittelst Nähmaschine entstehen sehen. Die Arbeiten werden mit Nähmaschinenjeide (nicht Garn oder Wolle) auf Seidenstoff, Müllergaze, Tuch, Kongrestoff u. s. w. ausgeführt und sind von Handarbeiten kaum zu unterscheiden. Jedes Muster in Blumen, Blättern, Früchten u. s. w. kommt kunstgerecht zum Ausdruck, da Stiel-, Knötchen-, Sand- und Phantastisch, Monogramme-Stickerei, Applikation, Durchbrucharbeiten und anderes aus-

geführt werden können. Der Unterricht findet in den Vor- und Nachmittagsstunden statt. Dauer des Kurses 3 Monate bei dreimal dreistündigem Unterricht in der Woche; Honorar 20 Mark für den Kurs, Wellungen, sowie Beschäftigung ausliegender Stickereien im Lettehaus, Königgräzerstraße 90. Für Auswärtige kann der Kursus durch Erteilung einer größeren Zahl von Unterrichtsstunden abgekürzt werden.

— Eine Akademie für Frauen. Brüssel will sich nun neben der Wandernuniversität auch eine Akademie der Frauen, die ebenfalls eine Wandereinrichtung werden soll, gestalten, und der Plan soll bereits weit gereift sein. Die Schülerinnen müssen das 18. Lebensjahr überschritten haben. Folgende Lehrgegenstände sind vorgeesehen: Naturwissenschaften mit Berücksichtigung der häuslichen Wirtschaft; Elementarkunde der Anatomie und der Physiologie; „Grammatik“ der ausschmückenden Künste; Psychologie, Moral und Erziehungslehre; Grundsätze der Rechts- und Sozialwissenschaft; Geschichtsphilosophie.

— c. In England haben neuerdings fünf Frauen Patente für Erfindungen erhalten; darunter befindet sich die Amerikanerin Mrs. Martha Gaston, welche eine neue Art von Signalen erfunden hat, die nicht nur zu Lande, sondern auch auf dem Meere funktionieren und bereits bei den meisten europäischen Marinen eingeführt worden sind.

— 1. In einigen englischen Landstädten giebt es Feuerwehren von Frauen. Kürzlich haben fünfzig Wärterinnen des Fieberhospitals in Homerton eine solche gegründet.

— 1. Das Diadem der russischen Kaiserin enthält 2536 große Diamanten und einen Rubin, dessen Wert auf 1 600 000 Mark geschätzt wird. Die Privatjuwelen der Kaiserin von Rußland werden auf 6 000 000 Mark veranschlagt. Wenn die Königin von England sich zu irgend einer Staatsangelegenheit kleidet, so pflegt sie sich mit Juwelen im Werte von rund 3 000 000 Mark zu schmücken.

— c. In Montana in den Vereinigten Staaten liegt fast der gesamte Landbau in den Händen der Frauen. Sie treiben Landwirt-

schaft mit einem Eifer, einer Ausdauer und einem Erfolge, daß kein Mann sich ihrer Leistungen zu schämen hätte. Das giebt ihnen Selbstvertrauen und Thakraft; sie wissen, daß sie von niemandem abhängen und niemanden zu fürchten haben. Fast alle Frauen zahlen dort Steuern und üben nicht bloß ihr Stimmrecht aus, sondern kandidieren auch sehr oft um öffentliche Aemter. Dabei existierte im Jahre 1889 in den beiden Städten Maidea und Sada kein erwachsenes weibliches Wesen, das nicht verheiratet gewesen wäre. Ein Beweis, daß die Ehe die höhere Stellung der Frau keineswegs beeinträchtigt, sondern eher hebt.

— 1. Seit Gründung der New-Yorker Börse für Frauenarbeit durch Mrs. Choate sind in den Vereinigten Staaten 74 solcher Anstalten entstanden, während Europa nur eine zählt. Die Mutterbörse hat bereits für 6 Millionen Mark an weiblichen Arbeiten verkauft und außerdem Tausenden von Frauen Beschäftigung verschafft.

— 1. „National League of Women Lawyers“, nationaler Verband von Rechtsanwältinnen, heißt die neueste Organisation in den Vereinigten Staaten.

— 1. Miß Jennie Young, eine Amerikanerin, die eine Eisenbahn nach ihren ausgedehnten Salzlager im mexikanischen Staate Chihuahua baute, hat von der Regierung der Republik ein wertvolles Privilegium für die Gründung von Kolonien in den Staaten Chihuahua und Coahuila erhalten. Sie ist nach England gegangen, um Vorbereitungen zur Ueberiedelung einiger tausend englischer Familien zu treffen, welche sich auf den ihr von der Republik zugewiesenen Ländereien niederlassen wollen.

— Totenschan. In Berlin starb die frühere bayrische Hofopernsängerin Frau Marie Baska; in Weimar Frau Luise Hettstedt, seit über vierzig Jahren Mitglied des dortigen Hoftheaters; in Norderny Fürstin Auguste zu Stolberg-Stolberg, geborene Prinzessin zu Waldeck und Pyrmont; in Paris Frau Anais Ségalas, geborene Ménéard, eine der ältesten französischen Roman-

# Abonnements

auf den „Bazar“ werden jederzeit von allen Postanstalten und Buchhandlungen zum Preise von **2½ Mark oder 1½ Gulden pro Quartal**

angenommen. — Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die im laufenden Quartale bereits erschienenen Nummern zu jeder Zeit durch die Postanstalten oder Buchhandlungen nachgeliefert. Die Buchhandlungen bewirken die Nachlieferung kostenlos, während an die deutschen Postanstalten 10 Pf. Bestellgeld zu zahlen ist.

Administration des „Bazar“.

Alle für den „Bazar“ bestimmten Briefe, Manuskripte, Zeichnungen und Bücher sind, ohne Beifügung eines Namens, zu adressieren: An die Redaktion des „Bazar“, Berlin SW., Charlottenstraße 11.

Verlag der Bazar-Aktien-Gesellschaft (Direktor L. Ullstein) in Berlin SW., Charlottenstraße 11. — Redigiert unter Verantwortlichkeit des Direktors. — Druck von B. G. Teubner in Leipzig.